CHRISTIANEUM

1998

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS
IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER
53. JAHRGANG HEFT 1 HAMBURG JUNI 1998

CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS
IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER
53. JAHRGANG HEFT 1 HAMBURG JUNI 1998

Inhalt

Zu Gast am Christianeum
aus Shanghai 3
aus Sankt Petersburg – einerseits 6
... und andererseits 9
aus Chicago 12
Ein Christianeer zu Gast in Nishnij Nowgorod 13
Fünf Jahre Literarisches Café 17
Fernando Pessoa 20
Richard Dehmel – ein Deutsch-Leistungskurs-Projekt 23
Bausanierung am Christianeum
Bericht der Hochbauabteilung Altona 27
Bericht des Leitenden Ingenieurs 31
Sprachen am Christianeum (III): Hebräisch 38
Biologieschüler experimentieren 42
Fegefeuer in Ingolstadt – Nachbemerkungen zur Inszenierung 44
Unsere Pensionäre (I): Hanna Bernicke 46
Chronik 47
† Richard Lemburg 51
† Paul-Gerhard Kalberlah 53
Friedrich Paulsen – Philosoph und Pädagoge (II) 55
VdF Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters 62
Künstlernachweis 64
Christianeumspostkarten 64

Redaktion: Ulf Andersen, Bernhard Meier (verantwortl. Redakteur), Martin Pokropp, Marita Rainsborough, Carl J. Vielhaben, Karin von Voithenberg, (Redaktionsschluß: 12. Mai 1998)

Schulanschrift: Otto-Ernst-Str. 34, 22605 Hamburg
Telefon: 040/38 07 21 82 Fax: 040/82 01 89
Internet: http://www.hh.schule.de/christianeum/
E-mail-Adresse: christianeum@public.uni-hamburg.de

Bankverbindungen: Verein der Freunde des Christianeums zu Hamburg-Altona e.V. Thorsten Zorn, Kto.-Nr. 1265/125 029 (BLZ 200 505 50) bei der Hamburger Sparkasse
Vereinigung ehemaliger Christianeer V. e. C. Detlef Walter, Kto.-Nr. 107 80-207 (BLZ 200 100 20) bei der Postbank Hamburg oder: Kto.-Nr. 16/07811 (BLZ 207 300 00) bei der Vereins- und Westbank

Herstellung: Hans Christians/Druckerei & Verlag, Hamburg, gedruckt auf 100 % chlorfrei gebleichten Faserstoffen Bilderdruckpapier 90 g/m²

Abgabe an die Mitglieder kostenlos

Chinesische Notizen zu einem Deutschlandbesuch

Vor drei Monaten bin ich mit einer Maschine der Lufthansa über Tausende von Kilometern in dieses fremde Land am anderen Ende der Welt gekommen.

Die Zeit vergeht wie im Fluge – diese kurzen drei Monate sind im Nu verstrichen. Aber wenn ich an die Erlebnisse dieser Zeit zurückdenke, so sind die Eindrücke, die sie bei mir hinterlassen hat, doch unvergeßlich.

In den drei Monaten war ich in mehr als zehn Bundesländern, in denen es sowohl lebhafte Großstädte wie auch ländliche Gemeinden in wunderschöner natürlicher Umgebung gibt.

Von Deutschland – das haben mir die lose aneinandergereihten flüchtigen Reiseerlebnisse gezeigt – kann man sagen, daß hier eigentlich unvereinbar scheinendes wie Großindustrie, Modernisierung und unberührte Natur harmonisch zusammengeht und ein wohlgeordnetes Bild ergibt; und von Hochhäusern über verkehrsreiche Straßen bis hin zu den von europäischem Geist erfüllten Marktplätzen kleiner Ortschaften – überall trifft man auf erfreulich freundliche Menschen.

Am besten kennengelernt habe ich natürlich die zweitgrößte Stadt Deutschlands, Hamburg, in der ich während der drei Monate die meiste Zeit verbracht habe. Es stimmt, daß meine Vorstellung von Hamburg vor meiner Ankunft hier ganz anders war. Obwohl es eine sehr große Hafenstadt ist, gibt es doch auch sehr viele Sehenswürdigkeiten; jedoch gibt es in der Stadt keine Hochhäuser, die die Abfolge gleichförmig niedriggeschossiger Häuser stören. So verstärken die von Gebäuden alten Stils geprägten Ansichten Hamburgs kulturellen Reiz. Außerdem hätte ich nicht gedacht, daß Hamburg so grün ist: ob man sich auf den von Bäumen beschatteten Wegen in Schulnähe befindet oder auf einer der großen und weiten Wiesen des Jenisch-Parks sitzt – dieses Gefühl bewirkt, daß man entspannt ist und sich wohlfühlt.

Auch Hamburgs Verkehr ist recht angenehm; das sich in alle Richtungen erstreckende S-Bahnnetz läßt einen das tägliche Leben, die Arbeit und das Studium noch bequemer und schneller bewältigen. Autobahnen verbinden Hamburg mit ganz Deutschland und gleichermaßen mit Europa, und es ist egal, ob es der gewöhnliche Stadtbürger, ein Unternehmen oder der Hafen ist – alle gewinnen hieraus riesige Vorteile.

Obwohl die in der Nähe der Alster gelegenen Einkaufszonen nicht sehr groß sind, bilden sie doch für Einwohner und Touristen eine sehr angenehme Umgebung zum Einkaufen.

Natürlich begegnet man im Stadtbild außer solch schönen Gegenden wie Planten un Blomen gelegentlich auch häßlichen Anblicken wie etwa beschmierten Wänden – aber diese reichen bei weitem nicht aus, um Hamburgs schöne Seiten zu zerstören.

Ein weiterer wichtiger Weg zum Verständnis Hamburgs führte natürlich über die Schule. Allein von Seiten der Schulerziehung her gibt es schon große Unterschiede. Die Schüler genießen eine recht große Freiheit bei der Wahl ihrer Unterrichtsfächer, auch die Interessen sind breit gefächert. Großes Gewicht wird auf die Vermittlung von praktischen Fähigkeiten und die Kunsterziehung gelegt – wodurch es sowohl Aspekte gibt, die nicht berücksichtigt werden können, als auch viele Pluspunkte. Vom Lernen in der Schule

访德随记

三个月前，坐着汉莎航空的飞机，行程千里来到这个位于地球另一端的陌生国度。光阴似箭，这短短的三个月又转瞬即逝了。但回想这三个月的生活，给我留下的印象确实是令人难忘的。

在这三个月中，我去过了十多个州，既有繁华的大城市，也有乡村美丽的自然风光。对于整个德国而言，这一连串的走马观花似的游历展现给我的就是原本好像是格格不入的大工业、现代化与自然环境和谐相处，有条不紊的画卷。而从摩天大楼下车水马龙的大街上到充满欧陆风情的小镇的集市广场上，到处都有令人愉快的友好的人们。

当然，我有最多了解的还是我度过三个月中绝大多数时间的德国第二大城汉堡。说实话，汉堡市与我来之前所想像的还是有很大不同的。尽管是一个很大的港口城市，但是还是有很多值得一看的名胜古迹；而城市里没有遭到高楼破坏的清一色的低层建筑与古色古香的楼宇构成的景观更增强了汉堡市的文化韵味。另外汉堡是如此之绿的确也是我始料未及的，走在放学路上的林荫道上，或是坐在 Jenisch park 的空旷的草坪上，那种感觉真使人心旷神怡。

汉堡市的交通还是挺便利的，四通八达的 S-Bahn 网使日常生活、工作及学习更为舒适迅捷。高速公路将汉堡同整个德国乃至欧洲连接了起来，无论是普通市民、企业还是港务都从中得到了极大的利益。位于 Alster 湖

边的购物区虽然规模并不大，但给市民和旅游者提供了一个很舒适的购物环境及场所。当然市容中除了像 Planten un Blomen 之类美丽的景观外，偶尔也会有些不雅观的场面，像墙上涂鸦之类。不过这些远不足以抹杀汉堡美丽的一面。

我对汉堡进行了解的另一个重要途经自然是通过学校。单从学校教育的方面来说，还是很有特点的。学生是较大的选课自由，兴趣也很广泛。实践能力培养及艺术教育得到相当的重视。因而既有因此而不能顾及到的方面，也有不少优点。从学校里的学习到家庭里的生活，使我对德国人尤其是年轻人及他们的生活有了一定的了解。我想，互相了解，增进友谊也正是我们这个学生交流活动的重要宗旨之一。

我的汉堡之行即将结束，但这三个月的经历及美好回忆将会永远留在我心中，因为它的确带给了我许多教育、启示与快乐。而我们学校间的交流，上海与汉堡之间的合作和中德友谊将以其重大的意义及积极的作用而长久地延续下去。

最后我还想对使这一活动付诸于实施的有关方面，Christianeum，还有对我在这儿期间的学习，游览，生活以极大关心与帮助的 Poschmann 家庭等等表示由衷的感谢！

再见了。

王光熙 Wang Guangxi

一九九七年十一月于德国汉堡

bis hin zum Familienleben habe ich ein bestimmtes Verständnis der Deutschen und besonders der jungen Deutschen und ihres Lebens gewonnen. Ich denke, daß gegenseitiges Verstehen und die Vertiefung der Freundschaft eines unserer Hauptziele bei diesem Schüleraustausch ist.

Meine Hamburg-Reise ist bald zu Ende, aber die Erlebnisse und wunderschönen Erinnerungen dieser drei Monate werden immer in meinem Herzen sein, weil ich durch sie wirklich viel gelernt habe und sie mir so viele Anregungen und Freude gaben; und der Austausch zwischen unseren Schulen, die Zusammenarbeit zwischen Shanghai und Hamburg und die chinesisch-deutsche Freundschaft werden durch ihre große Bedeutung und ihren positiven Nutzen dauerhaft fortbestehen.

Zuletzt möchte ich noch einer weiteren Einrichtung, die an der Verwirklichung des Austausches beteiligt ist, dem Christianeum, sowie der Familie Poschmann, die sich während dieser Zeit beim Lernen, bei Besichtigungen und im Leben um mich gekümmert hat und mir behilflich war, und allen anderen gegenüber meinen herzlichsten Dank aussprechen!

Auf Wiedersehen.

Wang Guangxi
Hamburg, im November 1997

Übersetzung: Jan-Valentin Ruths

Die ungleiche Partnerschaft

Neun Jahre Schüleraustausch mit der Schule 506 in St.Petersburg

Im nächsten Jahr können wir das 10-jährige Jubiläum unserer Partnerschaft mit der Schule 506 in St. Petersburg feiern, und wenn ich schon jetzt – unmittelbar nach dem neunten Besuch der Schüler und noch ganz unter dem Eindruck dieses Austausches stehend – zurückblicke, dann aus besonderem Anlaß.

135 Schüler jeder Schule waren inzwischen in der Partnerstadt, und alle Schüler sind begeistert in ihr Heimatland zurückgekehrt. Dabei hat der Austausch das Spektakuläre verloren, er ist zur Routine geworden. Während die Schüler wechseln, sind es mit wenigen Ausnahmen die gleichen Russisch- und Deutschlehrer, die zum Teil inzwischen Freunde geworden sind. In diesem Jahr hat Herr Wilms angeregt, den Austausch neu zu beleben und auszuweiten. Mit der Direktorin der 506. Schule, Frau Vasiljeva, wurde vereinbart, regelmäßige Kontakte über das Internet zu pflegen, auf diesem Wege gemeinsame Projekte durchzuführen und ein oder zwei Schülern jeder Schule am Anfang eines Schuljahres einen dreimonatigen Besuch der Partnerschule zu ermöglichen.

Bei aller Gegenseitigkeit darf aber nicht übersehen werden, daß es in dieser Partnerschaft ein Ungleichgewicht gibt. Unsere Gäste kommen aus einem Land, das sich im Umbruch befindet, was zu viel Unsicherheit führt. Die meisten Familien sind im Verhältnis zu uns arm, haben in der Regel ein niedriges Einkommen (Lehrergehalt ca. 200 DM), kleine Wohnungen, andere Lebensgewohnheiten usw. Die Konfrontation mit der jeweils anderen Welt ist für die Schüler beider Seiten zwar eine Chance, über den Tellerrand zu blicken, aber diese Chancen werden unterschiedlich genutzt. Der Schock über unseren „Reichtum" führt bei manchen russischen Schülern zur Sprachlosigkeit, obwohl sie heute schon besser darauf vorbereitet sind als noch vor einigen Jahren. Unsere Schüler verkraften den Aufenthalt in St. Petersburg leichter, weil es meistens für sie auch nicht die erste Auslandsreise ist.

Eines aber ist gewiß! Immer sind die russischen Gäste in der schwächeren Position, gerade weil der Austausch für sie so viel mehr bedeutet, ist er doch oft die bisher einzige Chance, ins Ausland zu kommen. Ich möchte das an einigen Punkten aufzeigen.

1. Schauen wir zurück ins Jahr 1990, als der erste Schüleraustausch stattfand. Moskau und Bonn hatten einen offiziellen Austausch zwischen 40 Schulen in der Bundesrepublik und in Rußland vereinbart. Dieser Austausch sollte von beiden Staaten finanziell stark unterstützt werden. Die russischen Gäste konnten das damals für sie noch niedrige Fahrgeld selbst zahlen, aber Versicherung, Taschengeld und Programm wurden von Bonn bezahlt. Theoretisch hat sich daran bis heute nichts geändert, praktisch übernimmt Hamburg einen Teil der Kosten und zahlt dazu jedem St. Petersburger einen Reisekostenzuschuß von 250 DM. Den Rest tragen sie weitgehend alleine, wenn es uns Elternspenden auch manchmal ermöglichen, diese Summe aufzustocken.

Ganz anders sah es schon 1990 auf der russischen Seite beim Besuch in St. Petersburg aus. Das Land im Umbruch hielt sich nicht an den Vertrag, den es heute ohnehin nicht mehr gibt. Also zahlten die russischen Familien unser Taschengeld, ein umfangreiches Besichtigungsprogramm, Theaterkarten usw. aus der eigenen Tasche. Sicherlich haben schon damals viele dafür Schulden gemacht. Sie haben jedoch darüber nicht gesprochen, nicht geklagt, sie haben uns herzlich und mit viel Liebe empfangen. Unsere Schüler waren nach ihrem Aufenthalt in St. Petersburg immer der Meinung, daß sie sich in Hamburg mehr Mühe gegeben und weniger am Verhalten der Gäste kritisiert hätten, wenn sie diese russische Gastfreundschaft vorher gekannt hätten.

So ist es geblieben: Während die deutschen Gastgeber finanziell nur für Unterkunft, Verpflegung und private Unternehmungen mit ihren Gästen aufkommen, entstehen unseren Partnern, da sie keine Zuschüsse erhalten, weit höhere Kosten, und das bei (meistens) sehr kleinen Einkommen.

2. Unsere Schüler entscheiden sich frei für diesen Austausch; die russischen Schüler wurden früher nur nach Leistung ausgewählt, heute auch danach, ob eine Familie den Austausch finanziell verkraften kann, ob sie mindestens eine Zweizimmerwohnung hat, um dem Hamburger Gast ein Zimmer davon zur Verfügung stellen zu können, ob sie den Aufenthalt des Gastes finanzieren kann. Manchmal ist auch ein „reicher" Schüler unter den Gästen, aber das ist die Ausnahme. Einem Schüler wurde in diesem Jahr die Reise hierher komplett bezahlt.

3. Wie wir sie, so nehmen auch uns die St. Petersburger herzlich auf. Sie klagen nie über das Verhalten unserer Schüler (Rauchen, Alkoholgenuß, Discobesuche, Küssen in der Öffentlichkeit usw.). Die russische Gastfreundschaft gebietet es, sich auf den Gast einzustellen, seine Schwächen zu akzeptieren und vor allem das Positive zu sehen.

Wie viele Klagen gibt es dagegen auf unserer Seite in jedem Jahr! Die Gäste duschten und badeten so lange. Ob sie nicht wüßten, daß Wasser Geld kostet? (Woher denn, wo sie doch bis vor kurzem dafür nicht zu zahlen brauchten?) Die Gäste äßen so schlecht, würden vieles stehen lassen, da müsse es ihnen doch gut gehen in Rußland. (Natürlich hungert keiner unserer Gäste, aber kennt eigentlich jemand das Eßverhalten unserer Schüler, vor allem der Mädchen?) Die Gäste interessierten sich mehr für den Computer als das schöne Blankenese. (Gibt es solche Schüler nicht auch bei uns, mit dem Unterschied allerdings, daß sie ihren eigenen Computer haben und nicht auf ihre Chance warten müssen?) Die Gäste sprächen so wenig, das sei nicht höflich. (Vergessen wir da nicht, daß die russischen Schüler bei uns Deutsch sprechen müssen?) Die Gäste seien eigentlich ganz gut gekleidet. (Natürlich! Sie werden für ihre Reise teilweise neu eingekleidet, bekommen unter Umständen einige Teile geliehen.) usw., usw.

In diesem Jahr gab es nun – und das nicht zum ersten Mal – die Klage, einige Gäste hätten ja viel Geld mit, würden es zeigen, würden sich Stereoanlagen, Motorradhelme, Küchenmaschinen usw. kaufen, manchmal sogar Dinge, die wir für unnötig halten, die wir unseren Kindern nicht zugestehen würden.

Was gibt es dazu zu sagen? Es ist richtig, daß sich die russischen Jugendlichen verändert haben und selbstbewußter geworden sind, aber das haben wir uns ja immer gewünscht. Hatten sie 1990 vom Westen gar keine Vorstellung, so sind sie heute geprägt von der Werbung und dem Bestreben, auch am Konsum teilzuhaben. Während sie 1990 ebenso wie ihre Lehrerinnen nicht einmal 20 Pfennige zum Telefonieren besaßen, so bringen sie heute Geld mit. Aber das ist nicht ihr Taschengeld in unserem Sinne. Dieses Geld haben die Eltern gespart, oft geliehen, um ihr Kind in Deutschland etwas kaufen zu lassen, was hier billiger, vielleicht auch höherwertig ist. Manchmal haben die Schüler auch Geld von Nachbarn und Freunden mit, um für diese etwas zu besorgen.

Frau Vasiljeva sagte mir, viele machten Schulden, um ihren Kindern ein „Taschengeld" mitzugeben, damit sie hier nicht als Bettler auftreten müßten. Das sei die russische Seele! Ihre Schüler wüßten jetzt auch, daß sie hier nicht so lange duschen sollten, daß sie sich so und so verhalten müßten. Weil Frau Vasiljeva aber auch wußte, daß ihre Schüler noch sehr jung sind (jünger als unsere!), daß sie sicher Fehler gemacht haben, hat sie sich vorsorglich in ihrer Rede am Abschiedsabend für eventuelles Fehlverhalten entschuldigt. Um so mehr hat sie dann die anschließende Kritik getroffen, einige Schüler verfügten über zu viel Geld. Resigniert hat sie diesen falschen Eindruck zurechtzurücken versucht, aber damit allenfalls die Anwesenden erreicht.

Man verstehe mich bitte nicht falsch! Natürlich müssen wir Probleme offen ansprechen und unsere Partner bitten, das ebenfalls zu tun, aber wir dürfen uns nicht in allem zum Maßstab machen. Wir sind zweifellos die stärkeren Partner, aber gerade deshalb müssen wir sehr vorsichtig sein und dürfen den

Stolz der Russen nicht verletzen. Daß jemand Schulden macht, um seinem Kind eine Reise zu ermöglichen, um sich selbst oder seinem Kind dazu noch einen besonders teuren Wunsch zu erfüllen, wäre auch bei uns denkbar, aber darüber hinaus war es schon immer so: Умом Россию не понять, в Россию только можно верить!*

Entscheidend, so sagte Frau Vasiljeva zu mir am letzten Abend in einer langen Diskussion, sei der Gewinn an Niveau in Kultur und Erziehung. Warum halten wir uns also immer wieder bei diesen unerfreulichen Gesprächen auf? Geben wir doch lieber den jungen Leuten weiter eine Chance zum gegenseitigen Kennenlernen und entwickeln wir Verständnis für sie und ihre wahrscheinlich vorübergehend manchmal so ganz anderen Bedürfnisse. Dann kann für alle Beteiligten dieser Schüleraustausch nicht nur ein großes, sondern auch ein unvergeßlich schönes Erlebnis bleiben!

Anke John

* Rußland ist mit dem Verstand nicht zu erfassen, an Rußland kann man nur glauben.

Der Schüleraustausch St. Petersburg–Hamburg

Vom 15. bis 29. April 1998 besuchten 15 russische Schüler und Schülerinnen unserer Partnerschule No. 506 aus St. Petersburg in Begleitung ihrer Schulleiterin und einer Deutschlehrerin unsere Schule. Dieser Austausch ist sowohl für das Christianeum wie auch für die Schule No. 506 eine seit neun Jahren bestehende Institution, die den russischen und den deutschen Schülern eine ausgezeichnete Möglichkeit gibt, ihre Sprachkenntnisse zu verbessern und unsere Lebensweise kennenzulernen.

Auf einem Elternabend wurden wir auf alle eventuellen Schwierigkeiten mit den russischen Gästen vorbereitet. So wurde uns beispielsweise erzählt, daß unsere russischen Gäste eventuell nicht Fahrrad fahren könnten, vielleicht sehr schüchtern sein und im Extremfall nur in ihren Zimmern hocken würden. Darüber hinaus wurde uns bewußt gemacht, wie überaus wichtig diese Reise für unsere Gäste ist und daß sie für russische Verhältnisse unvorstellbare Kosten aufbringen müßten. Erschwerend würde sich die Sprachbarriere und das Alter der Russen auf die Verständigung auswirken. Die Schule in Rußland hat nur elf Klassen, deshalb können nur jüngere Schüler nach Deutschland kommen, da in der elften Klasse sehr viele Prüfungen anstehen. So sind einige der Russen bis zu drei Jahre jünger als ihre deutschen Gastgeber. – Dementsprechend vorbereitet erwarteten wir nun die Ankunft unserer Gäste.

Mein erster Eindruck war sehr positiv, da mein russischer Gast, Evgenij, sich sehr interessiert zeigte und mich schon am ersten Tag mit Fragen zu meiner Person, der Schule und den deutschen Gewohnheiten löcherte. Es zeigte sich, daß er sehr gut radfahren konnte und überglücklich mein Fahrrad in seinen vorübergehenden Besitz nahm. Für die Russen war von Herrn Meier und Frau Baumann ein umfangreiches Programm vorbereitet worden, das von einer Stadtbesichtigung, dem Besuch eines Musicals, einem Tagesausflug nach Lüneburg bis hin zu einem Tag im Heidepark Soltau reichte. In der Schule gab es Unterricht in Fächern wie Informatik, Deutsch und Politik. So wurde den Russen eine gute Mischung aus Kultur und Spaß geboten. Darüber hinaus entlastete das Programm die gastgebenden Familien sehr, da die Russen vormittags gut versorgt waren. Sehr überraschte mich die Tatsache, daß Evgenij an Freitag- und Samstagabenden lieber mit mir etwas unternehmen wollte als mit seinen russischen Freunden.

Es war auch sehr niedlich zu beobachten, wie seine anfängliche Steifheit bald einer ihm sichtlich angenehmeren Lockerheit Platz machte. In den ersten Tagen saß er noch wie mit einem Stock im Rücken kerzengerade am Eßtisch und wagte im Beisein der ganzen Familie kaum zu lachen, doch wurde er mit wachsendem Zutrauen zu uns immer offener und fröhlicher. Auch sein anfänglich noch ordentlich in die Hose gestecktes Hemd ließ er bald heraushängen und ging auch selber zum Kühlschrank, um sich etwas zum Essen zu holen. Dieses sind Anzeichen seiner wachsenden Selbständigkeit und Entscheidungsfreudigkeit, zu der die russischen Kinder in der Schule und der Familie offenbar nicht erzogen werden. Evgenij ist der beste Schüler seiner Schule (ihm wird am Ende des Schuljahres die Goldmedaille der Schule verliehen), und war auch der einzige, dem diese Reise durch ein Stipendium voll bezahlt wurde, da er und seine Familie sehr wenig Geld zur Verfügung haben. Deshalb war diese Reise für ihn etwas, worauf er sich außerordentlich gefreut hatte. Er zeigte großes Interesse, was es sehr angenehm machte, die Zeit mit ihm zu verbringen. Andere Austauschüler waren allerdings schwieriger: So verhielten sich einige der Russen sehr schüchtern und zurückhaltend in ihren Familien und wirkten unglücklich, was für keine der beiden Parteien ein angenehmer Zustand war. Deshalb wechselten im Laufe der Zeit auch zwei der Russen die Familien, was wohl für die Russen wie auch für die gastgebenden Familien das beste war. Gespannt sein darf man nur, wie die Situation in St. Petersburg gelöst wird.

Evgenijs Freizeitgestaltung war bemerkenswert: Er machte viele Spaziergänge mit seinen Freunden (wobei sich später herausstellte, daß er „spazieren gehen" als Synonym für Partys, Fahrten in die Stadt etc. benutzte), anfänglich nur, wenn ich länger in der Schule bleiben mußte als er, später organisierte er sich aber seine Nachmittage selber. Evgenij genoß sichtlich die Freiheiten, die wir Jugendlichen in Deutschland haben. Diese Freiheiten sind wohl nur mit wenigen Ländern vergleichbar. Aus seinen Erzählungen über seine Schule konnte man entnehmen, daß russische Schüler deutlich mehr Hausaufgaben machen müssen, der Schultag länger ist und alles sehr viel strenger geregelt wird. Redet man unaufgefordert im Unterricht, bekommt man eine Strafarbeit oder eine 1, was unserer 6 entspricht. Weiter erzählte er, daß es bei ihm zu Hause ebenfalls sehr streng zugeht, was bei dem Platzmangel aber auch nur

verständlich ist. Das freundschaftlich-lockere Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern an unserer Schule beeindruckte ihn sehr. Es kam mir teilweise so vor, als ob Evgenij sich hier fast wie im Paradies fühlte, wo er tun und lassen konnte, was er wollte.

Die anderen russischen Gäste dachten ähnlich: Das Verhalten einiger russischer Gäste kann nur noch mit Dreistigkeit beschrieben werden. So war es überdeutlich, daß die Mädchen ihre neugewonnenen Freiheiten auch in sexueller Hinsicht ausleben wollten. Es ist nicht anders zu beschreiben, rief doch eine Russin am letzten Abend bei einem der Deutschen an und fragte ihn ganz konkret, ob er mit ihr schlafen wollte. Ein anderes Ereignis war fast noch schlimmer: Es wurden häufig Partys für die Russen veranstaltet. Auf einer dieser Partys setzte sich einer der russischen Gäste über alle Regeln der Höflichkeit hinweg. Als sein Gastgeber zur vorher vereinbarten Zeit mit ihm nach Hause fahren wollte, wehrte sich dieser russische Schüler nicht nur vehement dagegen, sondern sperrte den deutschen Schüler kurzerhand auf den Balkon. Diese beiden Beispiele illustrieren, daß die plötzlichen Freiheiten sie orientierungslos werden lassen. Die so streng erzogenen und disziplinierten Schüler nutzen diese Freiheiten so, daß dies für uns einem Mißbrauch gleichkommt.

Insgesamt ist zu der russischen Gruppe zu sagen, daß sie sich von den früheren Gruppen, die Deutschland bisher besucht hatten, nicht unterschieden. Ihre Konsumgier war für uns befremdlich: Die Mädchen machten Jagd auf Schuhe und Kleidung, die Jungen kauften sich Fußbälle, Stereoanlagen und in einem Fall einen Motorradhelm. Auch hier gab es aber einige Ausnahmen, so kauften manche der Schüler, so auch Evgenij, Geschenke für die Familie, wie Schuhe für seinen kleinen Bruder und eine Friteuse für seine Mutter. Da die russischen Schüler in St. Petersburg auch an den Wochenenden nichts unternehmen, wollten alle Schüler sehr gerne auf Partys gehen, auf denen sie tanzten, tranken und rauchten. Dies zeigt, daß die Russen gar nicht so anders sind als die Deutschen.

Der Austausch war sicher für unsere russischen Gäste wie für uns eine interessante und schöne Erfahrung, und man wird im nächsten Jahr, bei seinem zehnjährigen Jubiläum, auf viele lehrreiche Eindrücke zurückblicken können. Bei der Verabschiedung war auch die eine oder andere Träne bei unseren Gästen zu sehen, sicher auch ein Zeichen dafür, daß sich alle sehr wohl gefühlt haben und der Austausch ein Erfolg war. Wir freuen uns alle auf unseren Aufenthalt in St. Petersburg und erhoffen uns viele neue Eindrücke.

Clemens Vidal, VS

Chicago–Hamburg

Erster transatlantischer Schüleraustausch am Christianeum

Am 26. August 1997 besuchte Chicagos Bürgermeister Richard Daley während seines ersten offiziellen Besuchs in der Partnerstadt Hamburg auch das Christianeum. Zwei Stunden lang informierte er sich über das Hamburger Schulsystem, machte einen Rundgang durch das Schulgebäude und diskutierte mit Schülern eines Englisch-Leistungskurses. Auf Bürgermeisterebene wurde schließlich vereinbart, daß die seit der Unterzeichnung des Partnerschaftsvertrages zwischen Hamburg und Chicago im Sommer 1994 nur sehr vereinzelt zustande gekommenen Schulpartnerschaften und Schulaustauschbesuche mehr werden sollten. „Education is our number one priority", betonte Bürgermeister Daley in seinem Dankesschreiben an unsere Schule. Ob sich darin beide Bürgermeister einig waren, entzieht sich unserer Kenntnis.

Der Beginn eines Schulaustausches mit dem Christianeum kam jedenfalls schon Ende März dieses Jahres zustande. Vom 22. März bis 1. April besuchte eine Gruppe von 22 Schülern aus fünf Chicagoer Schulen in Begleitung von zwei Deutschlehrern, Herrn Arthur Helwing und Frau Rhonda Jones, das Christianeum. Organisiert wurde der Austausch auf amerikanischer Seite von Professor Dr. Lowell W. Culver, einem Mitglied des Hamburg-Chicago Sister Cities Committee, der 1954 als Fulbright-Student in Hamburg studiert hatte und 1997 maßgeblich an der Organisation eines Alsterfestes in Chicago beteiligt war.

Am letzten Sonntag der Frühjahrsferien trafen die Gäste in Hamburg ein. Nach kurzer Akklimatisierung in den Gastfamilien nahmen die amerikanischen Schüler zwei Tage am Unterricht teil. Nachmittags erfolgten ein Besuch im amerikanischen Generalkonsulat und eine Führung durch die Hamburger Kunsthalle und die Galerie der Gegenwart. Ein Frühwerk von Rembrandt und die Eislandschaften Caspar David Friedrichs hinterließen einen starken Eindruck, und auch die Werke zeitgenössischer Künstler, z. B. Richard Serras „Measurement of Time", stießen auf großes Interesse.

Der Mittwoch war dem Sightseeing in der Innenstadt gewidmet. Das Programm begann mit einer Hafenrundfahrt in der Senatsbarkasse, anschließend führte uns Herr Andersen zum Michel und in die Deichstraße; die zerstörte Nicolaikirche und das Bismarckdenkmal wurden ausführlich erläutert und die Geschichtskenntnisse unserer Gäste gefestigt. Etwas schwieriger war es danach, die stark geschrumpfte Post in der Mönckebergstraße ausfindig zu machen, damit Geld getauscht und Briefmarken gekauft werden konnten. Im Rathaus wurden alle dann herzlich willkommen geheißen, mit Brezeln bewirtet und mit den Besonderheiten des Hamburger „Feierabendparlaments" vertraut gemacht.

Da Hamburg nicht arm an kulturellen Attraktionen ist, bereitete auch die Organisation des Abendprogramms keine Schwierigkeiten. Wir schipperten über die Elbe zu Buddy Holly und verglichen das Ballett „Vivaldi oder Was ihr wollt" mit unseren Erinnerungen an Shakespeare. Malvolio was really fantastic, but is it OK to dress him up as a butterfly? Ganztägige Exkursionen

führten nach Bergen-Belsen und Celle sowie nach Lübeck und Travemünde und in die DASA-Werke. Abgeschlossen wurde der Besuch durch einen letzten Hospitationstag der amerikanischen Gäste und durch ein Abschiedsfest in der Aula des Christianeums, bei dem der A-Chor eine Kostprobe aus den für die Abiturientenentlassungsfeier geplanten Stücken darbot. Wie sehr der Austausch auch die Herzen der Schüler berührt hat, zeigte sich an diesem Abend nicht nur am vierhändigen Klavierspiel eines deutschen und eines amerikanischen Schülers und der Aufführung einer Komposition des Gastes Professor Culver durch deutsche Schüler. Der Gegenbesuch der Christianeer in Chicago ist für die Zeit vom 25. Oktober bis 6. November 1998 geplant.

Ortrud Dittmann und Rolf Starck

Als Austauschschüler in Nishnij Nowgorod

Wenn ich vor über einem Jahr jemandem von meinem Plan erzählte, ein Jahr in Rußland zu verbringen, gab es durchaus verschiedene Reaktionen. Einige stimmten mir zu, daß ich ein interessantes Land gewählt hatte, andere bescheinigten mir großen Mut und viele fragten erst einmal nach, ob sie mich richtig verstanden hätten. In einem Punkt waren sich aber alle einig: Das Leben in „der ehemaligen Sowjetunion", wie man alle Länder östlich Polens ja heute noch häufig nennt, würde für mich sicher zu einem Abenteuer werden. Die Prognosen reichten vom „Winter nur mit Kartoffeln und Brot" über „einziger Discman der Stadt" bis zum erpreßt werden durch die „Russenmafia". Ich möchte bestimmt niemanden, der ähnliches dachte oder denkt, angreifen, gingen meine Vorstellungen doch teilweise auch in diese Richtung, schienen für mich Berichte in den Medien selbstverständlich, nach denen das Leben in Rußland für fast alle ein Kampf ums überleben sein mußte. Da ich in einer Gastfamilie untergebracht werden würde, dachte ich natürlich viel darüber nach, wie es diesen Leuten wohl wirtschaftlich ginge. Mußte eine Familie nicht wohlhabend bis reich sein, um einen Gastschüler für ein ganzes Jahr bei sich aufnehmen zu können, wo sie von mir doch kein Geld für Wohnen und Nahrung erhielt, sondern mich ehrenamtlich als gleichberechtigtes Glied in ihre Familie aufzunehmen bereit war?

Auch machte ich mir Gedanken darüber, wie ich rein äußerlich nicht so stark auffallen würde. Könnte ich durch teure Kleidung nicht Neid oder schlimmstenfalls gar die Aufmerksamkeit Krimineller erregen? Selbstverständlich hatte ich Vitamintabletten im Gepäck und einen Teil meines Geldes trug ich in Fünfmark- oder Eindollarscheinen bei mir, da ich davon ausging, immer nur ganz geringe Summen auf einmal ausgeben zu müssen und Rubel wahrscheinlich durch eine hohe Inflation schnell verfallen würden.

Als ich dann endlich in Rußland angekommen war, wurde keine meiner das Land betreffenden Befürchtungen bestätigt.

Die Probleme, die dann wirklich auftraten, kennt wohl jeder, der ein Auslandsjahr gemacht hat: Anfangs die Sprachbarriere und somit wenig Kontakte, bei manchen Heimweh usw. Doch ob dies durch eine materiell reichere Umgebung, wie etwa den klassischen Austauschländern USA oder England, erleichtert wird, sei dahingestellt.

Das wichtigste bei meinem Aufenthalt in Rußland war der Kontakt mit anderen Leuten. Nicht nur Gespräche mit meinen Gastfamilien und guten Freunden, sondern auch ganz zufällige Begegnungen auf der Straße machten mir es erst möglich, die Dinge aus verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten.

Ich lebte in Nishnij Nowgorod (zu Sowjetunion-Zeiten „Gorkij"). Die Stadt war bis 1991 eine „geschlossene Stadt", wegen der dortigen Rüstungsindustrie durfte der Normalbürger die Stadt nur mit Sondererlaubnis verlassen, Reisen in andere Ostblockstaaten waren völlig unmöglich, Ausländer durften die Stadt bis 1991 überhaupt nicht betreten. Deshalb erregte ich natürlich oft Aufsehen, besonders in dem Viertel der Stadt, wo ich wohnte.

Sind die noch in der Zarenzeit erbauten Viertel der Stadt wirklich sehr schön, nun fast vollständig renoviert, lebte ich in einem Viertel, das rund um

vier große Fabriken angelegt worden war. Fast jeder dort hatte irgend etwas mit der Rüstungsindustrie zu tun: seit dem Zweiten Weltkrieg wurde dort ein Großteil der sowjetischen Kanonen, Panzer, MIG-Flugzeuge und U-Boote hergestellt. Ich wohnte in einem ziemlich häßlichen Arbeiterviertel. Doch sind die russischen Städte noch längst nicht so stark nach sozialen Schichten sortiert, wie etwa Hamburg. Ich kam also mit völlig verschiedenen Menschen in Kontakt.

Einer der wichtigsten Orte, an dem ich die ersten Bekanntschaften machte, war meine Schule, wo ich von Anfang an sehr freundlich aufgenommen wurde. Diese war eine auf Englisch spezialisierte Schule mit Gymnasialzweig, ein russisches Abitur ist aber in etwa mit einem deutschen Realschulabschluß vergleichbar. Die Direktorin der Schule war sehr um internationale Kontakte bemüht, sie hatte sogar einen Schüleraustausch mit den USA eingerichtet. Nie hätte ich mir in Deutschland vorgestellt, etwas derartiges dort zu treffen. Das Niveau des Englischunterrichts dort war durchaus mit dem unseren vergleichbar, ab der 10. Klasse besuchte der Englisch-Leistungskurs noch zusätzliche Kurse in der Universität. In diesem Jahr unterrichtet an dieser Schule eine Amerikanerin.

Als ich mit dem Nachtzug aus Moskau in Nishnij Nowgorod, (die drittgrößte russische Stadt, 420 km östlich von Moskau an der Mündung der Oka in die Wolga gelegen)ankomme, erkenne ich „meine" Familie schon vom Zug aus. Der Vater kommt in den Zug, um mir beim Ausladen des Gepäcks zu helfen. Seine Frau und die beiden Kinder Katja und Dima warten auf dem Bahnsteig auf mich. Nach kurzer Begrüßung gehen wir zu ihrem Auto und fahren zu ihnen nach Hause. Wir halten vor einem riesigen Plattenbau. Der Platz vor dem Gebäude besteht zum größten Teil aus Sand mit einigen Grasflecken und kommt mir im ersten Augenblick ziemlich verwahrlost vor. Als wir über eine Treppe zum Aufzug gelangen, das gleiche: der Putz bröckelt von den Wänden, mir kommt es nicht gerade vor, als befinde ich mich in einem Wohnhaus. Dann hält der Lift. Nachdem eine schwere Eisentür geöffnet worden ist, betreten wir einen Vorraum, von dem man in unsere und in die Wohnung der Nachbarn gelangt, der Zugang zu beiden wieder durch Eisentüren gesichert. Nachdem alle die Schuhe ausgezogen haben, betreten wir die Wohnung. Diese besteht aus zwei kleinen Zimmern, Bad, Toilette und Küche. Im krassen Gegensatz zu Hof und Treppenhaus ist alles sehr sauber und ordentlich, wenn auch sehr bescheiden eingerichtet. Ich beziehe mit dem siebenjährigen Dima das kleinere Zimmer. Der Raum, in dem die Eltern schlafen, ist gleichzeitig das Wohnzimmer.

Meine Gastschwester Katja wohnt meinetwegen nun bei den Großeltern.

Als ich am ersten Schultag mit Katja in die Schule gehe, stellen sich erst einmal alle Schüler nach Klassen sortiert auf, die Eröffnungsprozedur des neuen Schuljahres beginnt. Ich bin zu diesem Zeitpunkt erst eine Woche in Nishnij Nowgorod, verstehe also noch so gut wie gar kein Russisch. Erst als Katja mich anstößt und mir ein „Go to her" zuflüstert, verstehe ich, daß ich zu der Direktorin aufs Podium gehen soll, um der Schule vorgestellt zu werden.

Pjotr S. (Name von der Redaktion geändert) arbeitet bei einer der ersten neu gegründeten privaten Fabriken des Landes. Er ist bei einer Firma für Container, Bushaltestellen und Kioskbuden, durch die ein Großteil der Lebensmit-

telversorgung abgewickelt wird, fest angestellt. Trotz seiner höheren Position ist das Gehalt nicht gerade sehr groß, es reicht aber aus, um etwas Geld beiseite zu legen und der Tochter, die mittlerweile mit einem Stipendium als Gastschülerin in den USA lebt, etwas Geld zu schicken. Seine Frau Jelena hat nach kurzer Arbeitslosigkeit eine Stelle als Lehrerin gefunden, mit ihrem Halbtagsjob verdient sie aber ziemlich wenig. Die Familie zählt sich selbst zum Mittelstand. Der Lebensstandard der Familie ist im Vergleich zu früheren Zeiten stark gestiegen, was in erster Linie mit dem nun großen Produktangebot zusammenhängt. Aufs Brot streicht man sich skandinavische Margarine oder „Nutella", die Katze bekommt „Kitekat". Doch einheimische Produkte kommen mehr und mehr in den Handel. Qualitativ stehen sie den Importwaren in nichts nach, zudem sind sie oft günstiger. Supermärkte gibt es in Rußland nur wenige, der Lebensmittelhandel wird, wie oben schon angesprochen, zu immer größeren Teilen von kleinen privaten Läden und Kiosken abgewickelt. Das berüchtigte Schlangestehen gibt es überhaupt nicht mehr.

Obst und Gemüse kommen bei fast allen Russen aber in der Regel von der Datscha. Dort halten sich die meisten russischen Familien in ihrer Freizeit im Sommer auf, doch ist der wirtschaftliche Zweck auch sehr wichtig. Natürlich kann man sich seit wenigen Jahren auch alles auf Märkten kaufen, aber die meisten halten am Eigenanbau fest. Billiger ist das nicht unbedingt, da man viel Geld fürs Auto ausgeben muß, um zu dem meist weit vor der Stadt liegenden Wochenendhaus zu kommen. Der Wagen steht in einer Garage, 10 Minuten zu Fuß von der Wohnung entfernt. Dort sind auch Werkzeuge und Ersatzteile untergebracht, denn wie bei allen russischen Autos muß ständig etwas repariert werden, was Pjotr S. wie die meisten Russen selber macht.

Nach und nach erhält jeder Haushalt einen eigenen Telefonanschluß, der bis vor wenigen Jahren eher eine Ausnahme war. Nach dem Kauf einer Waschmaschine wird nun dafür Geld gespart.

Doch richtig gewöhnt haben sich die beiden 35jährigen an die neuen Verhältnisse noch nicht. Sie wünschen sich das alte System nicht zurück. Aber auch sie teilen die Ansicht, daß die sowjetische Regierung ein gewisser Garant für Sicherheit war. Jetzt fühlen sie sich von der für sehr stark angesehenen Kriminalität bedroht. Im Gespräch mit ihnen wird mir erst klar, daß für den Großteil der russischen Bevölkerung die alte Regierung gar nicht so selbstverständlich etwas unrechtes darstellte. Gut möglich, daß die nun offene und allen zugängliche Diskussion über die Qualität von Präsident und Parlament bei vielen, die noch zu Gehorsam und blindem Glauben an die politische Führung erzogen wurden, auch Unbehagen auslöst.

Den F.s geht es dagegen wirtschaftlich besser. Da der Vater Oleg aus gesundheitlichen Gründen frühpensioniert ist, ist seine Frau Natalja voll berufstätig, er selber ist Hausmann. Natalja arbeitet als Managerin in einer Möbelfirma, an der sie auch Anteile hat. Früher war sie dort selbst angestellt. Als im Zuge der Privatisierung vor wenigen Jahren Angestellte günstig Aktienpakete der jeweiligen Unternehmen erwerben konnten, kaufte sie mit einer Gruppe Kollegen den Betrieb auf. Da die Firma, bestehend aus einer Fabrik und einigen Läden, gut funktioniert, können die F. sich mehr leisten als der Durchschnitt. Sie haben schon Reisen nach Italien, Bulgarien und Frankreich sowie Deutschland unternommen.

Außerdem ist ihr täglicher Verbrauch etwas weniger bescheiden, im Kühlschrank stehen mehr Fertigprodukte.

Beim Tennisspielen lernte ich Denis kennen. So alt wie ich, war er gerade mit seinen Abschlußprüfungen für die Schule beschäftigt. Da er ein guter Schüler war, blieb ihm aber genug Zeit für sein „Hobby" übrig, das Geldverdienen. Über Bekannte erfuhr er von einer Schreibwarenfabrik bei Nishnij Nowgorod, die in Problemen steckte. Irgendwie schaffte er es, ein Vertriebsnetz für diese Fabrik in der Stadt aufzubauen und verdiente als Schüler fast das Vierfache eines Lehrergehaltes, 6,8 Mio. Rubel (2000 DM) im Monat.

Denis ist in dieser Beziehung natürlich eine extreme Ausnahme, aber dennoch paßt er zu seiner Generation: Es gibt eine gewisse Aufbruchstimmung unter den Jugendlichen.

Wenn die Situation in Rußland heute in den Medien beurteilt wird, scheint man sie aus guten Gründen als insgesamt schlecht zu sehen. Doch wird dabei meistens vom EU- oder USA-Standard als Norm ausgegangen. Man scheint schon vergessen zu haben, daß die Russische Föderation als Staat mit einer demokratischen Verfassung erst seit 1993 besteht. Zwei Generationen Russen sind in einer brutalen Diktatur geboren und aufgewachsen. Funktioniert in Anbetracht dieser Tatsache das „neue Rußland" nicht besser, als man erwarten konnte? Daher muß meiner Meinung nach das Land ganz anders beurteilt werden.

Martin Hübner

Fünf Jahre Literarisches Café im Christianeum

Anfang Juni 1998 wird mein Hätschelkind LitCaf fünf Jahre alt. Vorübergehend bin ich planerisch, zum Glück nicht mehr organisatorisch, fast in der Situation einer Alleinerziehenden. Sein geistig-literarischer Ziehvater Jochen Stüsser kann sich bei allem Interesse nicht so vorrangig wie ich um sein Musenkind kümmern, da ihn seine beiden realen heranwachsenden Söhne und seine vielfältigen schulischen Aufgaben und Belastungen stark beanspruchen. (Dies nur vorab zur Erklärung der Ichform.) Was bedeuten aber schon fünf Jahre angesichts des Alters der Künstlerbrüder des LitCafs an unserer Schule wie Chor, Brass Band, Orchester und Darstellendes Spiel? Immerhin läßt mich der halbrunde Geburtstag fragen: Habe ich diesem mir fast in den Schoß gefallenen Kind die richtige Mischung aus Freiheit und Prägung, aus Ernst und Fröhlichkeit angedeihen lassen? Wird es nicht bald Zeit, daß es sich meinen fürsorglichen Augen entzieht und auf eigenen Füßen steht, eventuell von anderen Mentoren unterstützt?

Wäre ich mit einer bloßen Leistungsbilanz zufrieden, könnte ich in der Tat einiges vorzeigen: Fast zweihundert Veranstaltungen gab es in unserem Kellersalon, der trotz der handwerklichen Kunststücke des Schülervaters Wohlleben und des Kollegen Mestwerdt immer noch ziemlich dunkel und

schlecht belüftet ist. Nie besuchten weniger als dreißig, meitens mehr als sechzig Leute – Schüler, Lehrer, Eltern und externe Gäste – die Abende. Eltern engagierten sich, sei es wie Jörg Bieger als Initiator und Mitveranstalter des Pu-Bär-Abends, sei es als Philosoph oder Arbeitsrechtler wie Ulrich Steinvorth und Winand von Petersdorff oder sei es als Übersetzer und Literaturgeschichtler wie Süreyya Turhan-von-Leffern an dem Abend über türkische Dichtung, um nur einige aus der letzten Zeit zu nennen. Eine erlauchte Runde von Schriftstellern haben sich lesend und diskutierend dem Publikum ausgesetzt; erinnert sei etwa an Siegfried Lenz, Arno Surminski, Dietrich Schwanitz, Peter Wawerzinek und den gleichsam „hauseigenen" Jan Philipp Reemtsma; außerdem lernten wir renommierte Autorinnen wie Yoko Tawada, Swetlana Alexijewitsch, Dorothee Sölle und Doris Runge kennen. Diese und viele andere waren uns als Gäste sehr willkommen, und wir werden hoffentlich auch in Zukunft manch anregende Lesung erleben. Ich halte es aber trotzdem für vermessen und einer Schule nicht für angemessen, literarische Geselligkeit vor allem nach dem Bekanntheitsgrad der Personen zu bewerten. Vielmehr liegt für mich weiter der Schwerpunkt auf pädagogischem Gebiet und auf der Verbesserung des Schulklimas. Zum Glück hat sich gerade hier das – anfangs von mir als ambitionierter Mutter kräftig geschubste – Kleinkind emanzipiert und sich eine differenzierte Schar von neuen Bezugspersonen gesucht. Mehrfach arbeiteten schon Kollegen kreativ zusammen, man denke etwa an den Abend zum zweihundertsten Geburtstag von Heinrich Heine, gestaltet von vier Deutschlehrern und ihren Schülern in ganz unterschiedlichem Alter. Waren es zu Beginn nur eine Handvoll von Kollegen, die den Sprung aus dem geschlossenen Klassenraum in die schulische Öffentlichkeit wagten, so gibt es mittlerweile mehr und mehr Lehrende, die sich in unserem Keller als Lernende mit Projektpräsentationen und Literaturinszenierungen wohlwollenden, aber auch kritischen Urteilen aussetzen. Aus der Fülle sei hier nur herausgegriffen: Die perfekte und doch seelenvolle Lesung von Uwe Johnsons „Jahrestagen", gestaltet von einer kleinen freiwilligen Schülergruppe und Torsten Voß; in den letzten Monaten die eindringliche Textcollage zum zehnten Todestag der jüdischen Dichterin Rose Ausländer, initiiert von Gunter Hirt; die lebendige historische Revue über den Deutschen Bauernkrieg, vorgestellt von einer achten Klasse, kräftig unterstützt von Oberstufenschülern, Eltern und Musikern – ein Projekt von Barbara Greiner –; die von Margret Kaiser gelungen inszenierte Lesung über den Dreißigjährigen Krieg und die ausdrucksstarke Brecht-Collage eines Deutschkurses aus dem Vorsemester zum hundertsten Geburtstag des Dichters, geleitet von Günther Schäfer.

Die gemeinsame Erfahrung aller Beteiligten an diesen hausgemachten, keineswegs hausbackenen, Abenden ist vermutlich gewesen, daß die historischen und literarischen Texte intensiver, kritischer und phantasievoller durchstöbert werden, wenn sie für ein Publikum ausgewählt werden; ganz zu schweigen von der nützlichen Übung in Lesekunst und im Auswendiglernen. Außerdem kann die sogenannte „hohe Literatur" – bei vielen unserer Schüler ja zu Hause noch vorhanden, aber deswegen nicht auch gelesen! – durch derartige Präsentationen ihre einschüchternde Aura verlieren. Sicher haben nicht wenige nach solch einem Abend „ihre" Ingeborg Bachmann, „ihren" Heine oder

„ihren" Brecht erstmals mit wirklichem Interesse aus dem Regal geholt und gelesen. Aber auch bei den Projekten aus dem naturwissenschaftlichen Bereich wird wahrscheinlich diese intensive eigene Auseinandersetzung mit der Sache wirksam. Ich habe selbst bemerkt, wie ich mich nach dem Abend über Gentechnologie, gestaltet durch die beiden Chemie-Leistungskurse von Ulrich Schulz und Stefan Prigge, mit dieser schwierigen Thematik herumzuschlagen versuchte, vielleicht gerade weil an dem Abend selbst einiges bloß unterhaltend und daher verkürzt dargeboten zu sein schien.

Für Lehrer und Schüler bedeutet jedoch dieses Öffnen der black box, Unterricht geheißen, immer auch zusätzliche Energie und Arbeit. Wie diese Kraft und Zeit allerdings angesichts einer für das nächste Jahr angeordneten Mehrarbeit für Lehrer noch aufzubringen sein soll, ist mir und sicher auch meinen Kollegen völlig rätselhaft. Auch unter dem Gesichtspunkt der von der Schulbehörde gewollten inneren Schulreform – einige Blätter Papier, als Schulprogramm gestylt, tun es ja keineswegs! – sollten die schulpolitisch Verantwortlichen sich klarmachen, daß die damit verbundene Mehrarbeit bei gleichzeitig erhöhter Pflichtstundenzahl von den Kollegen kaum geleistet werden kann. Derartige Maßnahmen lassen zarte neue Pflänzchen, die es ja keineswegs nur an unserer Schule gibt, über kurz oder lang kläglich eingehen, wenn sie nicht gar aus Wut oder Protest von den Gärtnerinnen und Gärtnern selbst zertreten werden.

Gleichwohl gestehe ich als nahezu unerschütterliche Aufklärerin auch meiner Obrigkeit Sinn für Augenmaß und den Wunsch nach Innovation bis zum Beweis des Gegenteils zu, so daß ich trotz allem meiner Schulöffentlichkeit (und auch mir selbst) einige Verbesserungsvorschläge unterbreiten will, die das Hätschelkind personenunabhängiger und vielseitiger machen sollen:

Da es kein dauerhafter Zustand sein kann, das LitCaf vom Elan weniger oder gar einzelner abhängig zu machen, ist es in meinen Augen erforderlich, im Rahmen der anstehenden Schulprogrammdiskussion zu prüfen, wieweit ein Fach „Kulturmanagement" – etwa im Vorsemester – eingeführt werden kann, in dem Lehrer und Schüler gemeinsam lernen, wie man professionell wirbt, Kontakte zu anderen Kulturinstitutionen herstellt und pflegt und eine Veranstaltung vorbereitet, durchführt und angemessen auswertet. Dieses Fach müßte dann als Ergänzungskurs angerechnet und bewertet werden. Gerade in jüngster Zeit gibt es kultur- und hochschulpolitische Ansätze, die vergleichbare Ziele verfolgen.

Ich will bei allem Optimismus nicht verhehlen, daß es auch in unserer überwiegend bildungsbürgerlichen Klientel eine Reihe von desinteressierten Mittel- und Oberstufenschülern gibt, die das Programm des LitCafs als zu hochgestochen und als zu freizeitvernichtend empfinden. Selbst wenn ich die programmatische Ausrichtung des LitCaf im Kern nicht wesentlich ändern möchte, muß ich wohl doch den Wunsch nach mehr Unterhaltung berücksichtigen und Veranstaltungen wie Poetry Slams, Band- und Chansonabenden mehr Platz einräumen. Einen der amüsantesten und zugleich auch intelligentesten Abende gestaltete mein LitCaf-strapazierter jetziger Deutsch-Leistungskurs, indem er mich höflich, aber bestimmt von den Proben ausschloß und der völlig Überraschten einen Dada-Abend voller anarchischer Sprachspiele und provokativer Regieeinfälle präsentierte.

Bei der Programmplanung müssen wir noch viel selbständiger die Unter- und Mittelstufe einbeziehen. Es gibt wahrscheinlich mehr Unterrichtsprojekte als wir ahnen, die sich für eine Präsentation vor gleichaltrigem Publikum und vor den Eltern eignen.

Während für schulische Projekte vorerst keine thematischen Vorgaben gemacht werden sollten, obwohl die Idee eines klassen- und fächerübergreifenden Themas reizvoll wäre, sollten wir bei den Lesungen vielleicht doch für die jeweilige „Saison" einen inhaltlichen Schwerpunkt setzen. Dies würde dem LitCaf ein unverwechselbares Profil geben. So gibt es schon jetzt Bezüge zwischen der Sonett-Lesung des Ottenser Lyrikers Robert Wohlleben vom Februar diesen Jahres und dem Abend im Mai mit Hans-Werner-Engels über „Altona vor 200 Jahren".

Da es zum Erwachsenwerden meines Hätschelkindes auch gehört, sich nicht nur auf seine Kreativität und seinen Witz zu verlassen, sondern froh über praktische Hilfe zu sein, möchte ich mich abschließend bei allen Spendern und den vielen guten Geistern bedanken, die in den vergangenen fünf Jahren gebacken und bewirtet, Getränke herangeschleppt und Flaschen weggetragen, gezimmert und renoviert, bei der Werbung geholfen und für einen hinreichend ansehnlichen Zustand unseres Kellersalons Zeit, Geld und Arbeit investiert haben.

Ulrike Schwarzrock-Frank

Offenes Gespräch mit meinem toten Freund Fernando

– Fragment für eine szenische Lesung –

Hamburgo, em Novembro, na madruga: Caro Fernando! Na minha carta na madruga / não é um aparelho das palavras da noite / mas tenho de recolher as velas / que são palavras no mar alto / ou que são o calão do mar... Nein, keine Worte, kein Brief, kein Versuch einer auch nur irgendwie in Kisten und Bücher versteckten (dann aber vermutlich leidenschaftlichen) Erklärung, wer oder was Du bist, hättest sein können, warst, nicht warst, niemals warst, nie sein wolltest, Fernando, O Senhor, wir dürfen uns doch duzen, oder? Oder besser nicht, jedenfalls nicht hier in der Baixa Lissabons, mitten in der Nacht, in dieser Nacht der Maulbeerbäume und säuselnden Winde. Warum schläfst Du eigentlich nicht? Ist es der Wein, der Freund, der sich umgebracht hat, deine Mutter? Nein? Ich ahne es, es ist bestimmt die verfluchte Astrologie – Du bist wieder dabei, Berechnungen anzustellen: Ricardo muß geboren werden, eine schwierige Geburt, sagen wir eine Kopfgeburt. Es ist alles eine Frage der Religion, oder doch eine der Philosophie, des Skalpells, des Elixiers? – Ricardo Reis war Arzt. Sind nicht Ärzte auch Geburtshelfer? Hast Du ihn nicht geboren, 1914, ihn, den 1887 Geborenen, jetzt am anderen Ende des Atlantiks in Brasilien lebenden Gräzisten monarchischer Gesinnung. Warum eigentlich hast Du Dein Studium abgebrochen, Fernando?

(Daraufhin antwortete, und ich konnte es gar nicht verhinden, doch war ich verblüfft, ja angenehm überrascht, Pessoa:)

– Ich, nun ich wollte allein sein, ich war immer allein. Alle sind allein. Es ist dunkel, wenn die letzte Tasca geschlossen hat und der Tejo der Spiegel ist meines in die Nacht geschrieenen Schweigens, das mich unsichtbar macht, weshalb ich ja schreibe, stehend schreibe. Immer schreibe ich im Stehen, sogar tags die Ladelisten.

(Und schwieg sich aus!)

Fernando, der November ist ein grausamer Monat, traurig ist er, vor allem der Dreißigste. Ist doch wahr! – Ich habe nie verstanden, warum Du so kurz vor Deinem Tod wieder angefangen hast englisch zu schreiben, Englisch, diese Sprache, Deine erste, schön ist sie auch, Deine letzte, doch...

(Daraufhin antwortete, und ich konnte es gar nicht verhindern, doch war ich verblüfft, ja angenehmt überrascht, Pessoa:)

– Ich verrate Dir ein Geheimnis. Es sind nicht die Frauen. Und es ist nicht der Alkohol, an dem mein Herz hing. Und auch nicht Südafrika. Es ist wohl doch nur die Sprache gewesen, sie, die die Mutter der Verwandlung ist. – Ach, meine Mutter. Ich habe mir nie verziehen, Ofélia zum Teufel gejagt zu haben, als meine wunderbare Mutter zu mir zurückkehrte. Nein, ich bin am Leben gestorben, an meiner Müdigkeit, die eine Rückkehr ist, die nichts ist. – Ricardo ist Lehrer, er lehrte mich das, was ich mir verbot, das, was ich hinter mir gelassen und doch immer mit mir herumgeschleppt habe. Er war ein Intellektueller, der einfach gegen die Dekadenz kämpfte. Eigentlich mochte ich ihn gar nicht. Aber wer kann schon über seinen Schatten springen?

(Und schwieg sich aus!)

Ja, ja, schon gut, mein Freund. Es sind ja noch zehn Tage bis zum Dreißigsten. Noch bist du nicht tot, noch nicht unsterblich. Laß' uns über etwas anderes reden. Über die Dichtung. Ja? Bitte! Laß' uns springen auf den 30. November 1932, nicht 35. Drei Jahre hast Du noch auf den Praças, gehst lichte Treppen zum Wasser hinunter, laß' uns über den *Caso mental português* reden. Über das Widersinnige, über Kunst!

(Und Pessoa sagte nichts. Nur einen Satz, der ihn verriet. Er flüsterte ihn zwischen zwei Buchdeckel und sagte:)

– „Unsere Schriftsteller und Künstler sind nicht imstande, ein Werk gründlich durchzudenken, bevor sie es niederschreiben; sie verstehen es nicht, die ihnen durch die Sinne eingegebenen emotionellen Inhalte dem gestaltenden Intellekt unterzuordnen und diese straff zu koordinieren; sie ignorieren die Bedeutung der Disposition und wissen nicht, daß ein Gedicht nichts anderes ist als ein Körper aus emotionalem Fleisch über einem rationalen Gerüst."

(Da hielt er inne!)

Aaaaaah, ich beginne, Dich langsam zu verstehen. Das heißt, ich verstehe gar nichts, eigentlich überhaupt nichts. Aber es beginnt mir Spaß zu machen. Es muß ein wunderbarer Zustand sein, gar nichts zu verstehen. Es ist wahrscheinlich derselbe, nein der gleiche Zustand, oder besser, die gleiche Empfindung, die man hat, wenn man plötzlich irgendetwas doch versteht. Es ist wie bei einer jahrelangen Freundschaft, ja jetzt hab' ich es: es ist wie mit Mário de Sá-Carneiro: Man rackert sich ab, hat die Vision, etwas sagen zu wollen,

gründet eine Zeitschrift, nennt sie ORPHEU, macht eine Ausgabe und noch eine zweite, und dann keine mehr und schweigt dann. Und mitten in dieses lange Schweigen stürzt der Schrei Sá-Carneiros. Er ist tot. Und wir alle wissen, warum. Seinem Tod ging das Denken des Todes voraus. – Ich meine, verstanden zu haben, was Du eben gesagt hast: Daß ein Gedicht nichts anderes sei als ein Körper aus emotionalem Fleisch über einem rationalen Gerüst. – Dieses blöde Gerüst! Manchmal funktioniert es einfach nicht...

(Und schon wieder mischte sich Pessoa ein, und sagte:)

– Genau so, oder anders. Ich bin in Lissabon geboren und ich bin in Lissabon gestorben. Ich halte nichts vom Leben. Das Leben ... das Leben, was ist das schon? „Das Geheimnis der Dinge, wo ist es? / ... / Immer wenn ich die Dinge anschaue und daran denke, was die Menschen von ihnen denken, / lache ich wie ein Bach, der frisch über Steine plätschert. / Weil der einzige verborgene Sinn der Dinge / darin besteht, daß sie keinen verborgenen Sinn besitzen, / ist es sonderbarer als alle Sonderbarkeiten, / als alle Dichterträume / und alle Philosophengedanken, / daß die Dinge auch wirklich sind, was sie scheinen, / und es nichts zu verstehen gibt. / Ja das ist es, was meine Sinne einsam erlernten: / Die Dinge haben keine Bedeutung: sie sind vorhanden. / Die Dinge selbst sind der einzige verborgene Sinn der Dinge." Aus! „Nada fica de nada" – Als Alberto Caeiro 1889 in Lissabon geboren wurde, mußte er Lissabon verlassen, damit er eine Chance hatte: die Chance, nicht zu denken, stattdessen aber zu schauen. *Mein Hüter der Herden* ist ein Seher, ein Hirte, sofern das ein Beruf ist, zumindest aber eine Berufung, weil ein Hirte, der die Herden hütet, der Hüter der Langsamkeit ist. Und wer die Langsamkeit hütet, dem vergeht das Leben nicht, denn er kennt nur den Augenblick. Was sind schon Vergangenheit und Zukunft? Zum Teufel mit den umtriebigen Städtern. Zum Teufel mit mir selbst! Nur deshalb, nur deshalb habe ich mir Alberto geschaffen, denn er ist die Medizin, die Ricardo der Arzt nicht hat, weshalb er seinen Beruf an den Nagel gehängt hat. Das kannst Du mir glauben, so wahr ich Fernando António heiße, der Verfasser von 27.543 Texten, was vielleicht der Grund dafür ist, daß ich nur die *Botschaft* veröffentlicht habe, die eigentlich gar keine ist. Aus!

Warum nicht? Warum ist *Mensagem* nicht die Botschaft, Fernando?

– Sie ist es und sie ist es auch nicht! Die eigentliche Botschaft ist das Meer, das Salz, das die Tränen Portugals sind. Es sind sie und sie sind es auch nicht. Vielleicht ist die eigentliche Botschaft der Nationalstolz, zumindest reiner wehmutfreier Stolz. Auf jeden Fall aber ist es das Meer, das immer portugiesisch ist.

(Und sah mich an und blickte aufs Wasser, die Kais entlang und hatte längst eine andere Botschaft im Sinn.)

Also mußte Álvaro de Campos her, der Mann aus dem Algarve, 1890 in Tavira geboren, in Glasgow zum Schiffsingenieur ausgebildet. Ein echter Verrückter seiner Zeit, der städtischste Städter, den man sich vorstellen kann, ein untätig Handelnder, die Inkarnation des metropolitanen Wahnsinns. Ein schlankes Sensibelchen, oder was?

– Sei vorsichtig, Ferdinand, Du könntest mich beleidigen. Ich habe alles genau berechnet: astrologisch nach hinten und zeitkritisch-literaturhistorisch nach vorn. Der portugiesische Futurismus brauchte eine dynamische Gestalt.

Nein, ich brauchte sie, ich allein, Fernando Pessoa, pessoa poeta, Poet meiner inneren Spiegelbilder, die viele sind. Ich bin es, ich! „Rasend in mir und außer mir / durch all meine bloßgelegten Nerven, / durch alle Poren außerhalb aller meiner Empfindungsorgane! / ... / ‚dröhnende Gegenwart" : SENSACIONISMO! „...Schwungräder, / brüllend, kreischend, säuselnd, dröhnend, hämmernd, / überschütten meinen Körper mit Zärtlichkeiten in einer einzigen Liebkosung für die Seele. / Ja, könnte ich mich zum Ausdruck bringen, wie sich ein Motor ausdrückt! / Vollständig sein wie eine Maschine!" Ich würde „ins triumphierende Leben rollen..." – Und jetzt, jetzt ist gut! Mehr will ich Dir heute über mich nicht sagen. In zehn Tagen sterbe ich vielleicht. Und niemand wird mir die Frage stellen, warum English meine letzte Sprache gewesen ist. „I know not what tomorrow will bring!" – Laßt meine Texte sprechen!

ANMERKUNG: Alle in Anführungszeichen gesetzten Textstücke sind Zitate aus Pessoas Werken, die, sofern sie hier in der deutschen Sprache wiedergegeben sind, der Übersetzung von Georg Rudolf Lind folgen. Alle kursiv gesetzten Wörter sind Titel von Pessoas Werken.

Der obige Text wurde im November 1997 geschrieben und am 16. April 1998 anläßlich der Lesung „Fernando Pessoa – Der Lyriker" im Literarischen Café des Christianeums vorgestellt.

Ferdinand Blume-Werry

Die Richard-Dehmel-Überraschung

Es gibt die unterschiedlichsten Typen von „Projekten" in der Schule. Eigentlich so viele, daß der Begriff nur noch sehr wenig über die wirkliche Tätigkeit aussagt.

Es gibt Projekte, in denen (außer der Note) nur die Arbeit während des Projektes wichtig ist. Es steht das Erarbeiten im Mittelpunkt: Der *Weg* ist das Ziel, das Ergebnis häufig unbedeutend.

Dann wiederum gibt es Projekte, bei denen die *Präsentation* wichtiger ist als das Entstehen, weil sie daran gemessen werden und sich der – zum Teil sehr große – Ehrgeiz der Beteiligten darauf richtet: Von DSP bis Litcafé- und Musikveranstaltungen reichen hier die Beispiele.

Und schließlich gibt es manchmal Projekte, die über sich hinauswirken. Diese liegen meistens im technischen, manchmal auch im sozialen Bereich: Hier gibt es ein handfestes Ergebnis, das nicht nur aus nostalgischen Gründen später noch in die Hand genommen wird. Es ist, was wir heute noch selten genug erleben, auf irgendeinem Gebiet ein echter *Fortschritt* errungen worden.

Wozu jetzt dieser Versuch einer Typologie? Der werbeerfahrene Leser ahnt die Konsequenz: Es gibt ein Projekt, bei dem gleich *drei Wünsche auf einmal* wahr wurden; Vorhang auf für

Das Dehmel – Projekt

Im vierten Semester steht für den Deutsch-Leistungskurs „Projektarbeit" auf dem Lehrplan; doch meistens ist keine zur Hand und ohnehin die Vorbereitung auf das sagenumwobene Abitur viel dringender. Wir vom Deutsch-LK bei Jochen Stüsser hatten im Frühjahr das Glück, die Mitarbeit an einem kinderüberraschungstauglichen Projekt angeboten zu bekommen: der Sichtung des Nachlasses von Richard Dehmel in seinem Haus in der Richard-Dehmel-Str. 1 (klar, wo sonst), das der Hausherr allerdings schon vor 77 Jahren gewissermaßen beim Verblassen verlassen mußte. Daß trotzdem noch zwei Räume mit den Original-Buchbeständen und ungesichteter persönlicher Habe vorhanden sind und mit dem Dehmel-Haus in Hamburg das einzige komplett erhaltene Dichterhaus Deutschlands steht, ist mehreren glücklichen Zufällen zu verdanken: zum einen der Idee von vielen Schriftstellern und Künstlern aus Dehmels Freundeskreis, die ihm dieses Haus zum 50. Geburtstag schenkten, um ihn aus der Enge der Mietverhältnisse zu befreien und ihm eine Anerkennung für sein Werk zukommen zu lassen. Die auch heute noch großen Namen der Stifter dieses „Altenteils" zeigen übrigens auch, welches ungleich höhere Ansehen der Dichter Dehmel zu Lebzeiten im Vergleich zu später besaß, ist er doch mittlerweile eher ein Gegenstand literarhistorischen Interesses als ein vielgelesener Autor geworden. Ein weiterer glücklicher Umstand ist die Art, wie der Schwiegersohn Tim Tügel, der das Haus nach dem Selbstmord Ida Dehmels erbte, mit seinem Erbe umging: Er änderte nämlich fast nichts, sondern hegte eine - etwas sonderbare - Existenz zwischen den Möbeln und Büchern des Dichters, der zusammen mit seiner Frau wenigsten noch als Asche in einer Urne im Bücherregal anwesend war. Als dann 70 Jahre nach Dehmels Tod die GEMA-Gebühren an den Schönberg- und Straussvertonungen seiner Verse wegfielen (nach dem Gesetz sind dann Aufführungen frei), geriet das Erbe in Gefahr: Die Lieder, die eigentlich aus Bewunderung an Dehmels Werk geschrieben worden waren, blieben populär und brachten Geld in die Kassen der Erben, während die Rechte an den wenig bekannten Werken des Dichters fast nichts mehr brachten.

Zu den Photos auf Seite 25:

Das obere Photo zeigt (von links) Jochen Stüsser, Josephine von Zitzewitz, Julia Diemer und Claus Grossner im Richard-Dehmel-Haus.

Das untere Photo zeigt die Ansicht des Christianeums vom Sportplatz her.

Diesen Wegfall konnte die Erbengemeinschaft nicht verkraften, begann das Inventar zu veräußern und wollte auch das Haus verkaufen. Interessenten wie Udo Lindenberg, die hier profanerweise nur wohnen wollten, standen schon bereit, als Claus Grossner zum Schutz dieses Denkmals das Haus und Teile, die schon verkauft waren, erstand. Claus Grossner wiederum wollte nun nicht unbedingt professionelle Kräfte mit dem Aufarbeiten beschäftigen, erinnerte sich an seine alte Schule, und schon hatten wir unser Projekt.

Aufgrund dieser glücklichen Umstände verbrachten wir weite Teile des Deutsch-LK-Unterrichts in Blankenese, lasen handschriftliche Anmerkungen, inventarisierten Bücher und bestimmten umherliegende Fotos. Die vorliegenden Objekte machten es erforderlich, daß einige sich in Sütterlin einarbeiteten, andere mit Lupe und Mediziner-Handschuhen arbeiteten, um die Texte und Fotos zu verstehen und nicht zu beschädigen. Es wurden Interviews geführt mit z. B. „Appelschnut" Möller-Ernst zu dem Verhältnis zwischen Otto Ernst und Richard Dehmel. Julia Diemer und Josephine von Zitzewitz übersetzten in enthusiastischer Kleinarbeit einen im Dehmel-Haus befindlichen Briefwechsel der aus St. Petersburg stammenden, über Wien nach Hamburg gekommenen Malerin und Bildhauerin Luksch-Makovskaja aus dem – in den Handschriften schwer zu entziffernden – Russischen und zum Teil Französischen ins Deutsche. Diese Übersetzung erweckte nach ihrer Veröffentlichung auch das Interesse von Fachleuten. In Hamburg ist Luksch-Makovskaja übrigens dem Publikum weniger durch ihre Werke im und am Dehmel-Haus bekannt als durch ihre für den Stadtpark geschaffene Gruppenskulptur einer Mutter mit ihren Kindern. Diese Skulptur befindet sich heute im Café Liebermann in der Kunsthalle.

Den Weg, das Annähern an Leben und Werk Richard Dehmels und die Erfahrungen wirklich forschenden Arbeitens war schon für sich wertvoll für alle, die das Projekt miterlebten bzw. mitgestalteten (die Wahrheit liegt wie immer irgendwo dazwischen).

Es wurden die erzielten Resultate schriftlich niedergelegt und in einer ersten Ausgabe der „Arbeitspapiere Dehmel-Haus", die nun in die zweite Auflage geht, veröffentlicht. Vorgestellt wurden sie bei einer Präsentation im Dehmel-Haus im „kleinen Kreis" aus Projektteilnehmern und deren Gästen.

Blättert man nun die „Arbeitspapiere" durch, bekommt man eine Übersicht über die Mannigfaltigkeit des Projektes: Dort wird erarbeitetes Wissen dargestellt, Inventarlisten werden aufgeführt, es gibt Interviews und die Übersetzungen. Auch begegnet man verschiedenen Stadien der Projektarbeit: Das vierte Semester war ziemlich kurz, und irgendwann mußte einfach ein Schnitt gemacht werden.

Einiges wird die Grundlage für weitere Bearbeitung und Forschung abgeben, anderes dokumentiert vielleicht nur den kurzen Abschnitt, in dem wir an der Geschichte des Dehmel-Hauses mitschrieben, aber gerade deswegen blieb es auch bis zum Ende ein gutes Projekt. Es war, metaphorisch gesprochen, Spiel, Spaß *und* Schokolade dabei.

Johannes Hennies

Die Instandsetzung des Christianeums – aus der Sicht der Hochbauabteilung des Bezirksamtes Altona –

Projektmanagement und Projektsteuerung

Alle Bauwerke unterliegen aus Gründen der Substanzerhaltung und zur Sicherstellung des linearen Gebrauchswertes der fortlaufenden Bauunterhaltung. Darüber hinaus sind bei Zeiten investive Maßnahmen erforderlich, die – neben der originären Instandsetzung – im wesentlichen dazu bestimmt sind, durch Anpassung an derzeitige Standards bzw. veränderte Anforderungen den Gebrauchswert eines Objektes im Hinblick auf bauliche, sicherheitstechnische oder funktionelle Erfordernisse nachhaltig zu erhöhen. Für die öffentlichen Schul- und Verwaltungsgebäude der Freien und Hansestadt Hamburg werden diese baulichen Maßnahmen durch die jeweils zuständigen Hochbauabteilungen der Bezirksämter wahrgenommen. Obwohl so eine Hochbauabteilung personell selbst über 25–35 Ingenieure und Architekten verfügt, bedient man sich bei exponierten bzw. exorbitanten Baumaßnahmen externer Spezialisten. Das Projektmanagement und die Projektsteuerung jedoch, das heißt die technisch-wirtschaftliche Beratung und Betreuung des Bauherrn, in diesem Falle die Behörde für Schule, Jugend und Berufsbildung, sowie die Koordination aller fachlich Beteiligten obliegen grundsätzlich der Hochbaudienststelle. Die Verantwortung für die Einhaltung der einschlägigen öffentlich-rechtlichen Vorschriften im Sinne der Bauordnung ist obligat.

Am Beispiel der äußeren Grundinstandsetzung des Christianeums möchte ich die zehn verschiedenen Phasen schildern, beginnend mit der Bedarfsanalyse über die Planung bis zur Ausführung, einer für alle Beteiligten nicht alltäglichen Aufgabenstellung. Als verantwortlicher Projektleiter habe ich die Maßnahmen von Anfang an begleitet.

Über die architektonische Konzeption des Bauwerkes mit all ihren konstruktiven Konsequenzen hat es stets unterschiedliche Auffassungen gegeben. Überflüssig zu erwähnen, daß diese Konstruktionsweise schon bald große Dachdichtungsprobleme aufwarf und Schäden infolge zu geringer Betonüberdeckung bereits kurz nach der Fertigstellung betontechnologisch überarbeitet werden mußten. Die extrem filigranen Stahlbetonbinder und Stützen wiesen zahlreiche Schäden aufgrund korrodierter Bewehrungen und treibender Betonzuschlagstoffe auf.

So wurde bereits Ende der achtziger Jahre in der Baubehörde und der Behörde für Schule, Jugend und Berufsbildung eine umfangreiche äußere Grundinstandsetzung des Christianeums beschlossen und die Aufgabenstellung definiert. Im Rahmen dieser *Projektentwicklungsphase* (0) wurde die Aufgabenabgrenzung zwischen Finanzierung, Planung und Ausführung festgeschrieben. Eine erste, grobe Kostenschätzung in Höhe von 10.000.000,— DM wurde in die mittelfristige Finanzplanung eingestellt.

Basierend auf der Zusammenfassung aller Zieldefinitionen wurde Anfang 1990 die Planungsfreigabe durch die Baubehörde erteilt. Formal spricht man in dieser Phase von *Grundlagenermittlung* (1).

Ansicht des Christianeums von Süden

Im Rahmen der *Vorplanungsphase* (2) wurde dann ein Planungskonzept erarbeitet, unter anderem wurden hier die wesentlichen denkmalpflegerischen, gestalterischen, funktionalen, organisatorischen, technischen, bauphysikalischen, wirtschaftlichen und ökologischen Zusammenhänge, Vorgänge und Bedingungen geklärt.

Südwestecke der Schule

In der *Entwurfsplanungsphase* (3) wurden dann externe Fachleute in das Verfahren involviert und eine erste DIN-gerechte Kostenberechnung erstellt. Aufgrund der konstruktiven Besonderheiten wurden ausschließlich universitäre Institutionen mit der Schadensanalyse, der Entwicklung eines Sanierungskonzeptes und der späteren wissenschaftlichen Überwachung der Instandsetzung beauftragt.

Während der nächsten Phase, der *Genehmigungsplanung* (4), wurde eine umfassende Bau- und Kostenunterlage nach DIN 276 in Höhe von 11.959.000,— DM erstellt und Anfang 1993 der Baubehörde zur Prüfung und anschließend dem Senat zur Entscheidung zugeführt. Im Spätherbst 1994 wurden die ersten Mittel bereitgestellt.

Im Laufe des folgenden Jahres wurden die Phasen *Ausführungsplanung* (5), *Vorbereiten der Vergabe* (6) und *Mitwirkung der Vergabe* (7) umgesetzt, das heißt die Leistungsprogramme wurden entsprechend der einschlägigen Vorgaben für öffentliche Baumaßnahmen ausgeschrieben und vergeben.

Die Phase der *Projektüberwachung* (8) stellt allgemein den Schwerpunkt der Projektsteuerung dar. Dieses laufende Controlling der Ziele im Hinblick auf Kosten, Termine, Qualität und Organisation ist vielfach bereits mit einem „Krisenmanagement" zu vergleichen. Neben der Kostensteuerung war die rechtsgeschäftliche Abnahme von Ausführungsleistungen sowie die laufende Information und Abstimmung mit der Schulverwaltung und der Schule sicherzustellen. Von März 1996 bis Dezember 1997 konnte die Bauaufgabe dann innerhalb des vorgegebenen Kosten- und Zeitrahmens erfolgreich umgesetzt werden.

Die abschließende Phase *Projektbetreuung/Dokumentation* (9) dauert dann mindestens bis zum Ablauf aller Gewährleistungsfristen und enthält neben administrativen Belangen der Dokumentation auch eine ökonomische Bilanzierung der Gesamtmaßnahme.

Somit wird insgesamt deutlich, daß lange vor und noch lange Zeit nach Beendigung der eigentlichen Ausführung der Grundinstandsetzungsmaßnahmen am Christianeum eine Vielzahl von internen und externen Planern und Ingenieuren mit der Aufgabenstellung befaßt war und sein wird; und alle am Ende sagen können: „Feliciter tandem!"

Dipl.- Ing. Thomas Reske

Die Luftaufnahme auf den Seiten 32 und 33 wurde mit Hilfe der Firma STRABAG angefertigt und am 27. November aus Anlaß der festlichen Übergabe des grundsanierten Gebäudes der Schule zum Geschenk gemacht.

Das Photo zeigt rechts die Sporthalle und den anschließenden Sportplatz, links die Aula und die Freilichtbühne. In der Mitte sind die Innenhöfe zu erkennen, um die sich die Klassentrakte gruppieren.

Die Instandsetzung des Christianeums – aus der Sicht der Handwerker –

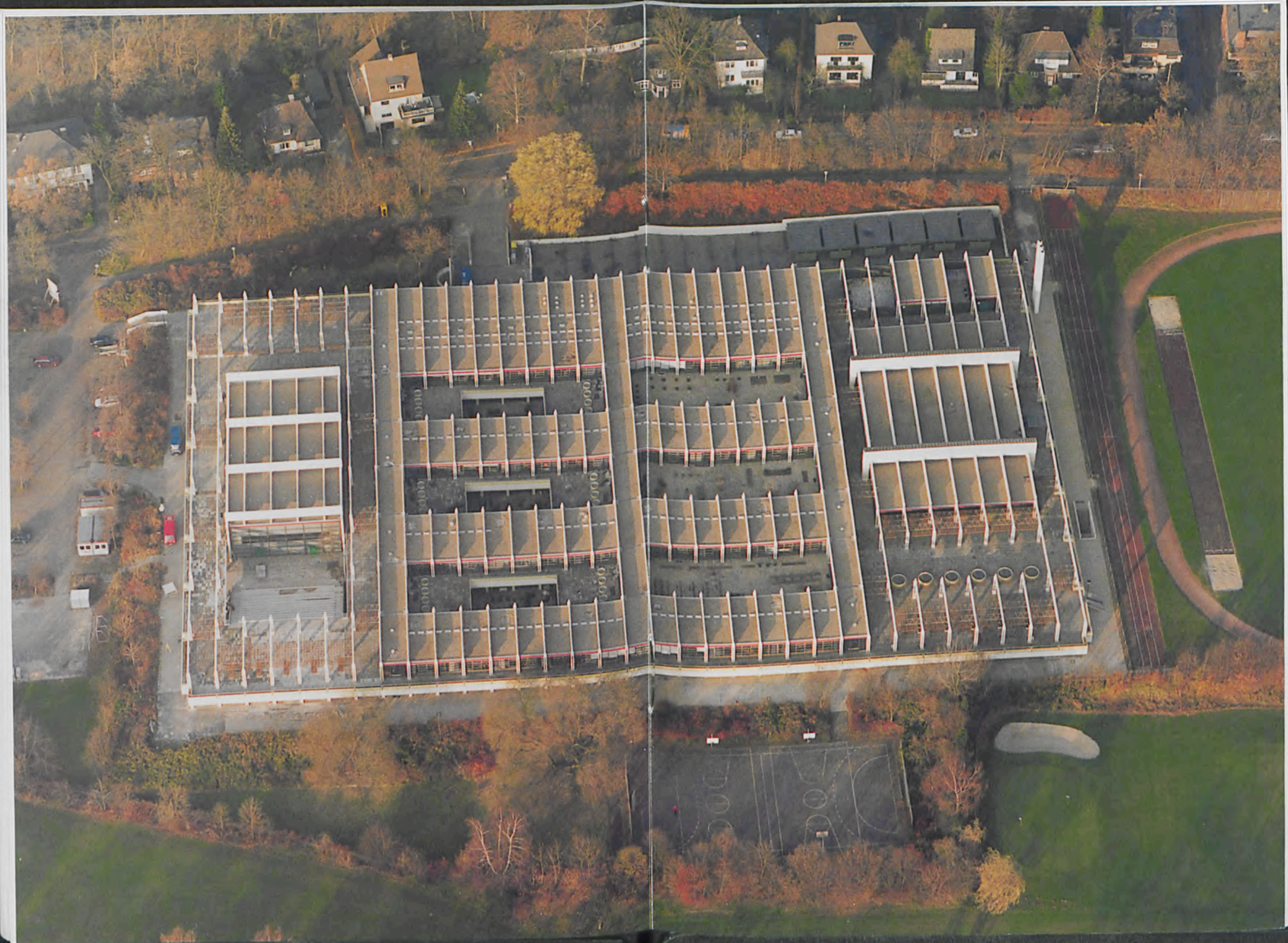
Die Ingenieure hatten ihre Arbeit getan, das Instandsetzungskonzept war erstellt: jetzt waren wir, die Handwerker, gefordert. Für uns eine Baustelle wie jede andere – dachten wir, aber schon bald wurden wir eines Besseren belehrt, denn hier hatten wir es mit einem denkmalgeschützten Gebäude und einer den Lehrbetrieb aufrechterhaltenden Schule zu tun.

Die Baustelle wurde eingerichtet und mittels Bauzäunen zu den Pausen- und Zugangsflächen gesichert. Die Instandsetzungsarbeiten sollten beginnen. Bei der ersten Baubesprechung jedoch wurde auch die Sicherung der Baustelle begutachtet und uns unmißverständlich mitgeteilt, daß es so nicht ginge, denn wie sollten die Schüler letztlich zur Sportanlage auf die Südseite der Schule gelangen? Die Lösung war zu unserer Verblüffung schnell gefunden: ein Zebrastreifen mußte her, natürlich gemäß Straßenverkehrsordnung mit der entsprechenden Beschilderung, abgegrenzt durch Bauzäune und das hieß 173 mal am Tag Bauzaun auf, Bauzaun zu, Bauzaun auf... Na ja, man gewöhnt sich an alles!

Das von uns am Anfang als größtes angesehene Problem, die Berührungspunkte mit den „neugierigen" Schülern – denn eine Baustelle bringt nun mal etwas Abwechslung in den allgemeinen Tagesablauf – war kaum der Rede wert. Dagegen war es viel schwieriger, einige Lehrkräfte davon zu überzeugen, daß ihr Wegerecht aus Sicherheitsgründen eingeschränkt wurde; höfliche Hinweise wurden ignoriert, deutliche ebenfalls. Wir überlegten schon, ob eventuelle Maßnahmen wie im Mittelalter – Wegezoll oder ähnliches – helfen könnten, doch ohne unser Zutun hatten sie dann auch die Umleitung angenommen – oder hatte vielleicht doch der uns immer hilfreich zur Seite stehende Herr Andersen eingegriffen?

Aber auch die Arbeiten am Gebäude gestalteten sich nach anfänglichen Routinearbeiten wie Freilegen der Betonschadstellen, wasservernebeltes Sandstrahlen (um Staubentwicklung zu vermeiden) der Betonflächen, Entrostung und Rostschutz der freigelegten Bewehrungen und anderer Stahlteile sowie Aufmörtelung der Schadstellen als äußerst schwierig. Denn jetzt sollten die instandgesetzten Betonflächen mit einem Feinputz versehen werden. Hier zeigte sich das erste Mal deutlich die Handschrift des Architekten Arne Jacobsen, der nicht nur die statischen Elemente wie Stützen und Binder sehr filigran ausgebildet, sondern auch zu unserem Leidwesen alle Ecken und Kanten mit einer profilierten Eckausbildung versehen hatte. Wie sollten wir nur hier den Putz flächig aufbringen und einen optisch ansehnlichen Eindruck erzielen?

Uns war sehr schnell klar: Mit herkömmlichem Handwerkszeug war hier nichts auszurichten; ein neues Werkzeug mußte geschaffen werden. Es wurden Gipsabdrücke von den Eckausbildungen genommen, von einem Werkzeugmacher wurde eine negative Eckschablone von ca. 25 cm Länge in VA-Stahl gefertigt, das ganze mit Griff versehen, und fertig war unser „Kantenhobel". Die Profilierungen sollten als erster Arbeitsgang vorgelegt werden. Der erste Handwerker versuchte sich vergeblich mit unserem neuen



Werkzeug, der zweite ebenso, dann änderten wir das Werkzeug – ohne großen Erfolg; danach das Material: Jetzt kamen wir der Sache näher. Ein anderer Handwerker hatte dann das goldene Händchen! Nach Beendigung der Arbeiten hatte er ca 32.000 m Eckausbildungen vorgelegt.

Die Arbeiten im Frühjahr 96 gingen zügig voran; nur mit der Farbgebung für den Oberflächenschutz kamen die Verantwortlichen nicht so recht voran, denn letztlich war beabsichtigt, außer den Vertretern von Auftraggebern und beteiligten Behörden auch Lehrerkollegium und Schülern ein Mitspracherecht bei der Urteilsfindung einzuräumen. Von der Auftraggeberseite wurde angeregt, im Rahmen des Kunstunterrichts einen Wettbewerb bezüglich des Farbkonzeptes durchzuführen. Die besten Entwürfe sollten später den Baubeteiligten vorgestellt werden (wir waren später erstaunt, welche hohe Qualität manche Farbgebungsvorschläge hatten). Außerdem wurde auf Wunsch des Auftraggebers eine Farbdesignerin einbezogen. Von den danach vorliegenden Beschichtungsvorschlägen wurden fünf ausgewählt und großflächig auf die Vorderseite des Gebäudes plaziert. Nach einer im großen Kreis stattgefundenen Bemusterung konnte, unter Beteiligung eines Schülervertreters, die Farbgebung festgelegt werden. Es wurde auch höchste Zeit, um weiterhin einen termingerechtern Bauablauf zu gewährleisten.

Für die Sommerferien war unser erster Großeinsatz mit umfangreichen Sandstrahlarbeiten geplant; außerdem mußten die Fassadenelemente in den Fluren des Plateaugeschosses demontiert werden, um die dahinterliegenden Stützen instandzusetzen. Der Termin war knapp.

Die anstehenden Bauteile wurden vorher in Augenschein genommen, um zur gegebenen Zeit auf alle Eventualitäten vorbereitet zu sein. Ein Dachbinder zeigte sich stark geschädigt. Der Statiker wurde eingeschaltet, viel untersucht und abgewägt, letztlich kam man zu dem Schluß: Eine wirtschaftliche Instandsetzung ist nicht möglich. Der Binder wird ausgewechselt; – natürlich in den Sommerferien.

Um diese zusätzlichen Arbeiten parallel ausführen zu können, wurde die Zahl der Handwerker aufgestockt, denn es waren umfangreiche Vorarbeiten nötig, wie wechselseitiges Vorfertigen des Stahlbetonbinders, Ausräumen des Klassenraumes, Aufnehmen des Fußbodenbelages und des schwimmenden Estrichs im Bereich der Abfangung, Abfangen der Decke, Ordern eines 120-t-Kranes zum Aus- bzw. Einbau des 4,5 t schweren Stahlbetonbinders (es war eine Kranauslage von 24 m erforderlich), Auslegen des Fahrweges und des Stellplatzes des Kranes mit Baggermatratzen usw.

Der Austausch des Binders erfolgte dann problemlos. Der Klassenraum wurde wiederhergerichtet, und am Ferienende waren alle vorgesehenen Arbeiten abgeschlossen. Wir alle, vom Bauherrn bis zum letzten Handwerker, waren sehr erleichtert, daß alles termingerecht fertig wurde.

Spätestens jetzt merkten wir, daß der Endtermin Ende 1997 doch recht knapp bemessen war, und wir regten an, in den Herbstferien die Sandstrahlarbeiten auf dem Hauptdach, die erst für 1997 geplant waren, vorzuziehen. Unsere Anregung wurde aufgenommen, und wir führten die Arbeiten in den Herbstferien aus. Es sollte sich später herausstellen, daß dies die Voraussetzung für die termingerechte Fertigstellung der Bauinstandsetzung 1997 war.

Aber auch Unangenehmes kam auf uns zu. An einem Montagmorgen – wir

sahen es schon von weitem – waren auch wir von den Graffitischmierern heimgesucht worden. Wir waren schockiert, wie wenig Achtung und Respekt diese Chaoten vor einem in neuem Glanz dastehenden Gebäude und vor der schweren handwerklichen Leistung des Einzelnen haben.

Aber ebenso schockiert waren wir, als wir fast gleichzeitig mit ansehen mußten, wie Schüler im Baustellenbereich in Graffititechnik unterrichtet wurden. Für uns waren es ebenfalls Schmierereien. Unser Wunsch wäre es gewesen, daß man sich hier taktvoller benommen hätte, denn die Mißachtung unserer Arbeit hatte uns doch sehr getroffen und verbittert.

Das Jahr 1997 war für uns insgesamt sehr erfreulich. Die Graffitischmierer ließen uns weitestgehend in Ruhe. Auch stellten wir sehr bald ein verändertes Verhalten der Lehrer und Schüler zu uns Handwerkern fest. Wo wir „Störenfriede" 1996 gerade mal toleriert wurden (wir waren schließlich erforderlich), kam man uns mit zunehmender Bauzeit eher mit Neugier, Interesse und vielleicht auch mit einer gewissen Achtung entgegen. Das neue Verständnis war für alle Seiten von großem Vorteil und schaffte auch ein gewisses Maß an Vertrauen.

Handwerklich war für uns die Herstellung des Brunnens eine Herausforderung. Es waren hierfür umfangreiche Vorarbeiten nötig wie: Verkleben einzelner zerbrochener Elemente, Frostsichern des gebrannten Tonmaterials, Vergrößern der vorhandenen Betonwand, Herstellen des Rückhaltebeckens für die Umwälzpumpe, Ansetzen und Verankern der einzelnen Elemente des Reliefs usw. Belohnt wurden wir, wie sich das wasserberieselte Relief nach der Fertigstellung als Brunnen darstellte.

Die Instandsetzungsarbeiten konnten nach der Winterpause witterungsbedingt, und weil die entsprechenden Sandstrahlarbeiten schon 1996 ausgeführt wurden, bereits Ende Februar beginnen.

Bei den Arbeiten wurde schnell erkennbar, daß das Schadensbild am Hauptdach (Nordseite) sich erheblich geschädigter darstellte als auf der Südseite, die 1996 instandgesetzt worden war. Wir verstärkten nochmals das Personal. Größere Schäden waren aber nur an der Westseite des Gebäudes festgestellt worden; hier mußten eine Stütze und zwei Stahlbetonbinder ausgewechselt werden. Außerdem waren in diesem Bereich zwei erforderliche Dehnungsfugen nicht fachgerecht ausgebildet worden.

Für die Instandsetzung war es erforderlich, mittels Mobilkran drei Binder auszubauen (zwei wurden entsorgt, einer zwischengelagert), die Stütze abzubrechen und neu aufzubetonieren. Danach wurden der zwischengelagerte, sowie die beiden neu hergestellten Binder wieder eingebaut. Ebenso mußten im Bereich der überbauten Dehnungsfugen ein Brüstungselement demontiert und zwischengelagert sowie zwei weitere abgestützt werden. Die zuvor starr eingebauten Elemente wurden vom Baukörper getrennt und auf Gleitlagern neu befestigt.

Mitte Oktober waren alle Betoninstandsetzungsarbeiten abgeschlossen. Wir hofften (und wurden auch nicht enttäuscht), daß auch die Beschichtungsarbeiten bis zum Einbruch des Winters fertiggestellt werden könnten.

Wir hatten es geschafft. Die Instandsetzungsarbeiten waren termingerecht fertiggestellt. Für die Hilfe aller Beteiligten möchten wir uns im einzelnen bedanken:

Pausenhof der Oberstufe und Freilichtbühne

– bei dem Bauherrn, vertreten durch Herrn Reske vom Hochbauamt Altona
– beim BIHH, vertreten durch Herrn Dr. Overbeck und Herrn Schmidt
– bei Herrn Andersen, der großes Verständnis für die Widrigkeiten einer Baustelle aufbrachte und uns in vielen Situationen geholfen hat
– beim Lehrerkollegium und bei den Schülern, die sich über die gesamte

Einer der Innenhöfe zwischen den Klassentrakten

Bauzeit mit Einschränkungen im Pausenbereich sowie mit den Lärmbelästigungen auseinandersetzen mußten

– und ganz besonders bei Herrn Jarck!

Um alle Hilfen im einzelnen aufzuzählen, wären Seiten nötig. Es sei nur so viel gesagt: „Ohne die Hilfe von Herrn Jarck wären viele Dinge nicht so reibungslos abgewickelt worden". Danke!

Günter Wunderwald

HEBRÄISCH

טוֹב־מְעַט בְּיִרְאַת יְהוָה מֵאוֹצָר רָב וּמְהוּמָה־בוֹ׃

Sprüche 16,15

Besser wenig in Gottesfurcht / als reiche Schätze und keine Ruhe.

Seit 1970 haben ungefähr 60 motivierte Schülerinnen und Schüler der Oberstufe im Rahmen einer zweistündigen Arbeitsgemeinschaft Hebräisch gelernt. Einmal konnte bisher ein Grundkurs eingerichtet werden. Etwa ein Drittel dieser Lernenden hat im Rahmen dieses dreijährigen Kurses die Prüfung zum Erwerb des Hebraicums angestrebt und auch bestanden. In Anlehnung an die Bestimmungen zum Latinum und Graecum besteht sie aus einer dreistündigen Klausur mit einer Übersetzung aus dem Hebräischen und einer halbstündigen mündlichen Prüfung. Eine religiöse Motivation hatten wenige Lernende, es überwog ein sprachliches, historisches und kulturelles Interesse.

Die althebräische Schrift entspricht der phönizischen Schrift, der Urmutter wohl aller Buchstabenschriften. Von ihr stammen unbestritten die griechische und die lateinische Schrift und alle ihre Töchter ab. Diese Zusammenhänge werden dadurch etwas verdunkelt, daß die hebräische Schrift schon in vorchristlicher Zeit zur sogenannten Quadratschrift (vgl. Abbildung) stilisiert wurde und sich optisch von ihrem Ursprung entfernt hat. Die Quadratschrift ist bis heute die Schrift der Bibel, der gedruckten Bücher und Zeitungen. Man hat auch eine Schreibschrift entwickelt, die aber die einzelnen Buchstaben eines Wortes nicht verbindet.

Im Rahmen des Hebräischunterrichts, nicht nur beim Lesenlernen in der Anfangsphase, ist die Lektüre moderner jiddischer Texte immer wieder eine besondere Erfahrung. Diese „deutschen" Texte in hebräischen Buchstaben (Gedichte, Zeitungsmeldungen oder Romanauszüge) vermitteln einen vielfältigen Eindruck der untergegangenen jüdischen Welt Osteuropas. Und sie vermitteln, daß diese untergegangene Welt in Israel und der Diaspora immer noch lebendig anzutreffen ist. Beim Lesen eines jiddischen Textes wird schlagartig bewußt, daß es unerklärlich bleibt, weshalb die im Mittelalter vertriebenen Juden ihre deutsche Umgangssprache in die neuen Wohnorte mitnahmen und als identitätsstiftende Sprache beibehielten – neben der Landessprache ihrer neuen Heimat und – seit dem 18. Jahrhundert – der Literatursprache Hochdeutsch. Das Hebräische blieb dem liturgischen und literarischen Gebrauch vorbehalten. Das Jiddische war die Alltagssprache. An der jiddischen Muttersprache änderte auch die Auswanderung der aschkenasischen Juden Osteuropas in die USA nichts, wenn am traditionellen Glauben festgehalten wurde, wie es auch an Joseph Roths Hiob oder den literarischen Gestalten Isaak Bashevis Singers deutlich wird.

Die hebräische Sprache ist unter verschiedenen Gesichtspunkten ungewöhnlich:

Sie blickt wie Griechisch, Sanskrit und Chinesisch auf eine Geschichte zurück, die vor fast dreitausend Jahren oder früher begann.

Zwei Religionen, Judentum und Christentum, pflegen sie als Sprache ihrer

religiösen Tradition, nur von Sanskrit übertroffen, der heiligen Sprache von wenigstens drei Religionen.

Das Hebräische hatte wie Sanskrit und Latein aufgehört, eine gesprochene Sprache zu sein und war zur literarischen Kunstsprache geworden. Aber es wurde nach fast zweitausendjähriger Unterbrechung wieder zur lebendigen Volkssprache. „Iwrit" ist das Alltags – Hebräisch im Staate Israel. (Das hebräische Wort „Iwrit" heißt „hebräisch", d. h. „hebräische Sprache".) Iwrit ist dem biblischen Hebräisch so ähnlich wie das heutige Hochdeutsch der Sprache Martin Luthers, aber mit dem kleinen Unterschied, daß der Abstand zur Sprache Luthers noch nicht 500 Jahre beträgt, der zu König Davids Psalmen ungefähr 3000! Wer Iwrit beherrscht, versteht auch die biblischen Autoren. Die Umkehrung gilt aber nicht.

Der Religionsunterricht an den staatlichen Schulen Israels, eine Art Lektüreunterricht, hat eine wichtige Funktion: Die biblischen Autoren werden korrekt laut vorgelesen. Sprachlich – stilistische Fragen werden behandelt, um hebräisches Sprachgefühl zu entwickeln. Im traditionellen Sinne sind höchstens zehn Prozent der jüdischen Bevölkerung Israels religiös, dh. mit dem Bibelhebräisch von Kindheit an vertraut. Für die Mehrheit der Kinder ist deshalb der staatliche Religionsunterricht sehr wichtig. Einst im Cheder des Schtetl, der Grundschule des jüdischen Viertels einer osteuropäischen Stadt, hatte das Lesen in der Bibel selbstverständlich einen primär religiösen Sinn. Diese Tradition wird noch in Mea Schearim, dem aschkenasischem Viertel Jerusalems, oder in vergleichbarem Milieu gepflegt, an sie knüpft auch die religiöse Unterweisung in den jüdischen Gemeinden überall auf der Welt an.

Die Sprachen Chinesisch und Griechisch haben sich während der erwähnten rund dreitausend Jahre vollständig verändert. Das nachbiblische Hebräisch hat sich zwar in seiner langen Geschichte weiterentwickelt, aber die antike biblische Sprache blieb als Liturgie – und Literatursprache durch alle Zeiten hindurch lebendig. Das 18.Jahrhundert war auch das Jahrhundert der jüdischen Aufklärung, das biblische Hebräische erlebte als allgemeine Literatursprache eine Wiedergeburt : Gedichte, Romane, wissenschaftliche Artikel und Zeitungen erschienen. Es wurde die Nähe zum Alltag gesucht.

Zur gesprochenen Alltagssprache wurde das Hebräische aber erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts durch Eliezer Ben Jehuda(1858–1932), den Vater des Iwrit. 1879 veröffentlichte er einen Zeitungsartikel, in dem er sich mit der Idee beschäftigte, wieder eine hebräische Alltagssprache zu schaffen, wobei er vom biblischen Hebräisch ausging. Von 1881 bis zu seinem Tode arbeitete er erfolgreich an diesem Ziel.[1]

Weshalb ist dieses Experiment gelungen? Diese Frage ist leicht zu beantworten: Es lag nicht nur am guten Willen der Beteiligten! Es liegt an der Struktur der klassischen hebräischen Sprache, also an der Art, wie diese Sprache Wörter und Formen bildet. Es kam ein weiterer glücklicher Umstand hinzu : Das Festhalten am Hebräischen als Literatursprache führte in den rund zweitausend Jahren zu einer ständigen Aktualisierung des Wortschatzes durch Neubildungen. Und es führte zur Standardisierung der diffusen Tempus – und Satzlehre des biblischen Hebräisch.

Nur der erste Gesichtspunkt soll andeutungsweise erläutert werden.

Wie in allen semitischen Sprachen wird die Bedeutung eines Wortes in der

Das Ehrenmal von Gerhard Marcks

Regel durch drei Konsonanten bezeichnet, die man deshalb auch „Wurzeln" oder „Radikale" nennt: LBN ist im Hebräischen immer etwa mit der Bedeutung „weiß": LiBaNon. SLM meint immer die Eigenschaft „vollständig, unversehrt, ordentlich". Nach festen Regeln werden durch Vor – und Nachsilben und Vokalmuster die Wortarten und Verbalformen gebildet. Im Deutschen kann wie in allen indogermanischen Sprachen bei der Wortbedeutung nicht auf Vokale verzichtet werden. Der Satz „Wir wollen LBN!" ist für sich

genommen unklar. Das Hebräische kann mit drei Konsonanten durch Variationen von Vokalmustern und kurzen Prä – In – und Suffixen umfangreiche Wortfelder bilden, wo indogermanische Sprachen wesentlich unökonomischer verfahren müssen.

Die Wortwurzel S L M ist uns vertraut: SchaLoM (hebräisch) und SaLaM (arabisch) „geordneter Zustand, das Heil, der Frieden", als Gruß im Sinne von „Guten Tag". Der Königsname SchLoMo entspricht dem deutschen Namen Friedrich, die Verbform SchaLaM: „etwas ist fertig", SchiLeM: „vollständig durchführen, Ersatz leisten, heim – und bezahlen", hiSchLiM: „zur Vollendung bringen, sich friedlich mit jemandem vergleichen". SchaLoM alechem! – Salam aleikum! Oder die vertrauten religiösen Begriffe iSLaM, moSLeM !

Welche Erfahrungen aus dem Hebräischunterricht sollten erwähnt werden?

– Daß biblische Texte, die nun schon seit mehr als zweitausend Jahren direkt und indirekt die europäische Geistesgeschichte beeinflussen, immer noch aufregend anregend sind und sensibel für die Gegenwart machen.

– Daß das Hebräischlernen die an den indogermanischen Sprachen geschulte Sicht für das Wesen von Sprache erweitert.

– Und daß es Freude machen kann, in einer kleinen motivierten Gruppe über den üblichen Fächerkanon hinaus zu lernen.

Das biblische Hebräisch gehört traditionell zum Fächerkanon des humanistischen Gymnasiums. In dieser Tradition steht das Christianeum. Oft wird noch die Meinung vertreten, allenfalls der zukünftige Theologe oder klassische Philologe erwerbe mit dem Hebraicum bereits auf der Schule die erforderlichen klassischen Sprachkenntnisse für das Studium. Der Unterricht setze die Kenntnis der lateinischen und griechischen Grammatik selbstverständlich voraus... Diese enge Verknüpfung von klassischer Philologie und Theologie machte in der Tat „der Hollenberg" deutlich. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts konzipierte der Gymnasiallehrer Hollenberg für seine Schüler ein Lehrbuch, das seit 1900 von Professoren des Alten Testaments betreut und weiterentwickelt wurde. „Der Hollenberg" war bis in die siebziger Jahre das klassische Lehrbuch für die meisten Schüler und Studenten im deutschen Sprachraum, auch für die Schüler am Christianeum. Da aber immer mehr Theologiestudenten ihr Latinum, Graecum und Hebraicum erst an der Universität erwarben, wurde es notwendig, das Hebräische vom Lateinischen und Griechischen abzukoppeln. Oft ist nämlich Hebräisch sogar die erste Sprache vor Latein und Griechisch, weil die Prüfungsordnungen es gestatten, die geforderten Hebräischkenntnisse in einem Semester zu erwerben.

Wie das Lateinische und Griechische hat auch die klassische Sprache Hebräisch didaktische und methodische Neuansätze hervorgebracht, die mit der Tatsache ernstmachen, daß der antike Text zu analysieren und interpretieren, nicht aber zu reproduzieren ist. Deshalb wird nicht mehr aus dem Deutschen ins Hebräische übersetzt. Die Formen und Satzmuster müssen erkannt, nicht gebildet werden. Prinzipiell gilt: Der Originaltext soll nicht nur das Ziel, er soll auch die Basis des Unterrichts sein. Die idealen Übungsstücke sind deshalb Originaltexte, angemessen gekürzt , mit Erklärungen versehen, wenn es darum geht, das Verstehen und Übersetzen zu üben. Eine dem Text beigegebene deutsche Übersetzung ist dann hilfreich, wenn beispielsweise syntaktische Eigenheiten des Hebräischen erkannt und beschrieben werden

sollen. Die Lernenden sollen von der ersten Unterrichtsstunde an mit der Originalsprache umgehen. Der „Lektüreschock" nach dem „Elementarunterricht" soll so vermieden werden.

Zum Erkennen und Bestimmen einer hebräischen Form genügen wenige Analyseregeln. Die Syntax kann im Prinzip als ein Nachschlagewerk mit instruktiven Texten verstanden werden, die analysiert und diskutiert werden müssen. Dieser Ansatz ist in besonderer Weise im Unterrichtswerk von Wolfgang Schneider herausgearbeitet und für die Unterrichtspraxis umgesetzt.[2]

Daß die Zahl der Hebräischlernenden schon immer klein gewesen ist, wird wohl niemanden verwundern. Die letzte Prüfung zum Hebraicum fand im Rahmen des Abiturs 1996 statt. Zwei Schülerinnen mit den späteren Studienfächern Jura und Medizin vervollständigten ihre klassischen Sprachkenntnisse, während sieben weitere Schülerinnen und Schüler es bei einem Einstieg in die Sprache bewenden ließen. 1997 beendeten eine Schülerin und ein Schüler den Kurs, der ihnen einen Einblick in die biblische Sprache, Talmudgeschichten und jiddische Texte brachte.

Zur Zeit findet kein Kursus statt.

Wer sollte Hebräisch lernen? Wer auf die Sprache oder die jüdische Kultur neugierig ist und sich bereits erfolgreich mit den üblichen Schulsprachen beschäftigt hat. Und wer einmal über den Tellerrand der traditionellen europäischen Fremdsprachen hinausschauen will, ohne den europäischen Kulturkreis zu verlassen.

Anmerkungen

1 Robert St. John, Die Sprache der Propheten. Die Lebensgeschichte des Elieser Ben-Jehuda, des Schöpfers der neuhebräischen Sprache, Gerlingen 1985

2 Wolfgang Schneider, Grammatik des biblischen Hebräisch: ein Lehrbuch, München 1974ff. Übungsbuch für den Hebräisch-Untericht, München 1976ff

Hans Rothkegel

Schüler experimentieren

Anfang März im HEW-Ausbildungszentrum in Bramfeld

152 Schülerinnen und Schüler von 25 Hamburger Schulen zeigten ihre Projektergebnisse im Landeswettbewerb „Schüler experimentieren". Wie auf einer kleinen Forschungsmesse konnten sich Interessierte über die Resultate mühevoller, geduldiger und kreativer Arbeit im Grundlagen- und Anwendungsbereich informieren und mit den Jungforschern darüber hinaus in ein z. T. lebhaftes Gespräch kommen. Auffällig waren die vielen beteiligten Mädchen (65%), die neben den Jungen in allen sieben – hauptsächlich naturwissenschaftlichen – Wettbewerbsgebieten vertreten waren. Dies freute verständlicherweise Senatorin Krista Sager, die zusammen mit dem HEW-Vorstandssprecher Manfred Timm einen ganzen Nachmittag für die Teilnehmer Zeit hatte und auch die Preisverleihung vornahm.

Vom Christianeum konnten **Martin Enderlein** und **Sebastian Künne** aus der Klasse 8b die Hände von Hamburgs zweiter Bürgermeisterin schütteln und einen zweiten Preis im Fachgebiet Biologie entgegennehmen.

Ihr Arbeitsthema entsprang dem Unterricht über die Photosynthese der Pflanzen, jenem Vorgang, der das Leben auf unserer Erde möglich macht. Die hierfür u. a. nötige Aufnahme von Kohlenstoffdioxid (CO_2) wird von einer großen Zahl winziger sog. Spaltöffnungen der Blätter geregelt. Hier setzten unsere beiden Schüler an und fragten sich, ob sich wohl ein Zusammenhang erkennen lasse zwischen der Zahl der Spaltöffnungen und der Konzentration des zur Verfügung stehenden CO_2. Als Titel ihrer Arbeit, die im wahrsten Sinne einem Projekt entspricht, formulierten sie:

„Gibt es eine Formel für die Hainbuche, mit der man an Hand der Anzahl von Blattspaltöffnungen den CO_2-Gehalt der Luft ermitteln kann?"

Hierdurch wurden offensichtlich viele Altersgenossen und Erwachsene zum Verweilen und zum Fachsimpeln am Ausstellungsstand verlockt. Über mangelnde Neugier und fehlende Gespräche brauchten sich Martin und Sebastian nicht zu beklagen! Ihr Stand war aber auch wirklich übersichtlich und sehr informativ.

Bis es soweit war, hatten die beiden Schüler seit Herbst 1997 allerdings reichlich zu tun, wie ich als betreuender Lehrer bemerkte.

Eine wichtige Erfahrung war für beide dabei, festzustellen, daß man eine so grundsätzliche Fragestellung nur exemplarisch beantworten kann, daß man sich also trotz vielerlei Möglichkeiten bescheiden muß, um in der vorgegebenen Zeit zu einem angemessenen Resultat zu kommen.

Hauptsächlich ging es immer wieder um die Beschaffung von Informationen: Lehrbücher und CD-ROMs zur Botanik wurden zu Rate gezogen, spezieller wurde es dann schon bei einem mehrstündigen Gespräch mit Professoren und Doktoranden des Instituts für allgemeine Botanik. Die Aufgeschlossenheit der Pflanzenphysiologen hat großen Eindruck hinterlassen und über das INTERNET zu einer Korrespondenz mit Uetrechter Wissenschaftlern geführt. Diese Gruppe hat Martin und Sebastian inzwischen zu einem Besuch ihres Instituts eingeladen.

Die Durchführung der praktischen Aufgaben, wie z. B. Probenauswahl, Zählung der Spaltöffnungen am Video-Mikroskop und CO_2-Messungen, gelang unseren beiden, im positiven Sinne neugierigen, Schülern mit respektablem Zeitaufwand, umsichtigem Organisationsvermögen und einer großen Portion Hartnäckigkeit.

Ein vorrangiges Ziel der zwei war es, eine vorläufige Dokumentation ihrer Ergebnisse auf dem Informationsabend für die neuen fünften Klassen am 27. 1. 98 vorzulegen. Hier sammelten sie wertvolle Erfahrungen und Anregungen für ihre interessante Präsentation im Wettbewerb. Endgültig hat sich die Vermutung einer Abhängigkeit der Spaltöffnungsanzahl von der CO_2-Konzentration zwar bestätigt, aber zu einer allgemein gültigen Formel haben die Interpretationsversuche aller Meßergebnisse bisher nicht geführt.

Martin und Sebastian haben sich schon für die Teilnahme am Wettbewerb „Schüler experimentieren" im Jahr 1999 ausgesprochen, und vielleicht kommt dann ja der erste Bürgermeister zum Gratulieren – bestimmt klappt's dann auch mit einem ersten Preis.

Dieter Tode

Fegefeuer in Ingolstadt

von Marieluise Fleißer

Nachbemerkungen zu Günther Schäfers Inszenierung

„Was soll mir Ingolstadt – wo liegt das überhaupt? Und wer ist die Fleißer? Muß ich die kennen?" Othmarschen zuckte die Schultern und ließ Günther Schäfers Theatertruppe viermal vor halbleerer Aula spielen. Zugegeben, als Zuschauer hatte man nichts zu lachen bei diesem Stück, aber man erlebte hervorragende schauspielerische Leistungen, die von der Schar der Unverzagten mit langanhaltendem Applaus belohnt wurden, mochten sich auch einige zum Inhalt der Aufführung sichtlich reserviert verhalten haben.

Günther Schäfer hatte seine Spieler mit allem vertraut gemacht, was die Bühne an Fertigkeiten erfordert: Stimmtraining fürs Schreien und Flüstern, Sprechübungen für Stolperwörter und heikel-verschlungene Sätze, Mimik und Gestik für alle großen Theatergefühle, Körperbeherrschung vom ausgelassenen Tanz bis zum Sturz aus großer Höhe. Das monatelange Üben hatte sich ausgezahlt: Alle Spieler beherrschten ihre Rollen souverän, von einer Szene zur anderen verwandelten sie Häme in Angst, Begehren in Haß, Verachtung in Trauer, liebten, verzagten, hofften und litten. Fast zu viel, was da Marieluise Fleißer durch ihr Stück forderte, aber endlich doch hatten Schüler einmal Gelegenheit, echtes Theater zu spielen. Nichts gegen Vaudevilles, Musicals oder Schwänke, nur weiß man da letztlich immer, wie's endet. Schnell sind die Schauspieler in ihrer Rolle zu Typen gestutzt, die komischen Situationen vorhersehbar und häufig ausgeleiert. Der Zuschauer befindet hernach, daß es ein netter Theaterabend war, schmunzelt auf dem Heimweg noch eine Weile nachgenießend und hat bald alles vergessen.

Ganz anders in diesem Stück: wenn Rölle sich nach Peps' wohlgezielten Schlägen in den Magen am Boden windet, wenn Clementine ihre abgearbeiteten Hände anschaut – die doch auch so gerne jemanden Liebes streicheln würden – und in ihrem Elend nicht mal weinen darf, wenn Ministranten, gerade noch voller Andacht und stolz auf ihr Amt, sich in satanischer Lust am Bösen fratzenhaft verrenken und verzerren, das bleibt im Gedächtnis. Verstehen läßt sich das Stück wohl nicht immer (auch wenn man mit den katholischen Riten, dem Begriff der Sünde, der Beichte vertraut ist), aber in junge Leute legt es den Ahnungskeim, daß es kraus zugehen kann im Leben, und die älteren werden an Begebenheiten und Handlungsweisen erinnert, die sie sich schon damals – und heute erst recht – nicht erklären konnten.

Worin liegt das Geheimnis begründet, daß Schüler sich trotz alledem einem solchen Stück stellen, daß sie freiwillig zeitliche und körperliche Mühen auf sich nehmen, die man ihnen für andere Fächer in diesem Maß niemals entlocken könnte. Es scheint, dies gehe nur im musisch-künstlerischen Bereich, der vor allem anderen Menschen hervorbringt und verlangt, die sich als Beruf nichts anderes vorstellen mögen als Malen, Spielen, Musizieren, der aber auch wie kein anderer gnadenlos zwischen Können und Nichtkönnen unterscheidet. Zu dieser Ausschließlichkeit kommt wohl auch das Charisma, ohne das Unterrichten, Anleiten und Führen letztlich fades Bemühen bleibt. Und zum dritten muß es wohl das Gruppenerlebnis sein, denn wie sonst

wären durch unseren Chor, unsere Orchester, im Literarischen Café und auf der Bühne immer wieder diese meisterlichen Darbietungen zu erleben.

Als Ausführender und als Zuschauer erfährt man in solchen Stunden, welches Glück die Kunst zu schenken vermag. Im Schulleben sucht man es dann frohgemut auch in der Chemie, dem fremdsprachlichen Unterricht oder gar in der Gemeinschaftskunde. Doch da mag es sich kaum einstellen. Die Ungeduld verbindet sich mit der Langenweile, sucht nach Ursachen und fordert anderen Unterricht. Doch da sind wir an ein ziemlich weit von Ingolstadt entferntes Feld geraten. Letztlich bleibt bei allem Evaluieren, Maximalisieren und Stimulieren das große Geheimnis der Begabung unergründet. Sein Wirken spüren wir an solchen Abenden wie den vom Ingolstädter Fegefeuer durchloderten ganz besonders.

Mei

Unsere Pensionäre
Hanna Bernicke

Frau Bernicke wurde im Sommer 1991 vorzeitig während einer längeren Krankheit und deshalb ohne offizielle Verabschiedung pensioniert. Dieser Abgang machte ihr den Abschied vom Christianeum, an dem sie 17 Jahre Deutsch und Geschichte unterrichtet hatte, besonders schwer. Natürlich verfolgt sie noch heute mit großem Interesse, was an unserer Schule passiert. Die letzten Schüler, die sie unterrichtet hat, haben im vergangenen Jahr Abitur gemacht und können sich, obwohl sie erst in der 6. Klasse waren, gut an sie erinnern.

Frau Bernicke wohnt heute mit ihrem Mann in Dorum in der Nähe von Cuxhaven, und es geht ihr gesundheitlich verhältnismäßig gut. Die Pflege von Haus und Garten und der von ihr schon immer geliebten „Kate" nehmen zwar viel Zeit in Anspruch, bringen ihr aber neben viel Freude auch die Anerkennung der Nachbarn, die den Garten mit einem Park vergleichen. Darüber hinaus füllen die Besuche der drei Kinder und acht Enkelkinder ihr Leben aus. Sie malt, macht Handarbeiten, bastelt und stellt für die Töchter sogar ein handgeschriebenes Kochbuch mit Familienrezepten zusammen. Kürzlich schrieb sie mir: „... vor allem bin ich jetzt für die da, denen ich etwas bedeute."

Zweimal im Jahr machen Bernickes eine längere Reise nach Frankreich bzw. Italien. Dabei bevorzugen sie die kleinen Orte, die fernab der großen Reiserouten liegen, beschäftigen sich dafür aber mehr als früher mit Sprache, Kultur, Geschichte und den geologischen Gegebenheiten der einzelnen Regionen. Auf diese Weise ist sogar eine Steinsammlung entstanden.

Politisch hat der Fall der Mauer Frau Bernicke in den letzten Jahren besonders bewegt und glücklich gemacht. Gemeinsam mit ihrem Mann trägt sie Material über ihre Berliner Zeit zusammen, über das Kloster Zinna und über die Evakuierung in Jüterbog.

Vor zwei Jahren habe ich Frau Bernicke zum letzten Mal in ihrem gastfreundlichen Haus besucht. Anregende Gespräche und viel menschliche Anteilnahme an den verschiedensten Schicksalen haben mich erneut beeindruckt und sind noch immer ein herausragendes Merkmal unserer ehemaligen Kollegin. So weit ist ja Dorum auch nicht!

Anke John

Chronik für die Zeit
vom 1. November 1997 bis 12. Mai 1998

November 1997

24.10.-28. Herr Wilms führt an fünf Freitagnachmittagen für 12 Kolleginnen und Kollegen eine *Einführung in die Arbeitstechniken des Internets* durch

30.–2. Schülerratsreise an den Brahmsee

1. Herr Andersen ist seit 20 Jahren Schulleiter am Christianeum

„Osterweiterung der EU". Die Schüler der Vorstufe nehmen im Gemeinschaftskunde-Untericht in mehreren Spielrunden an einem von der Universität München konzipierten Planspiel teil. Leitung: Herr Crombach, Frau Fricke-Heise, Frau Holz und Frau Schüler.

4.–7. Orchesterreise

4.–21. Frau Baranowa aus Wladimir/Rußland hospitiert am Christianeum

6. *Literarisches Café:* Christoph Martin Wielands Verserzählung *„Kombabus"* – Lesung mit Jan Philipp Reemtsma

7. Frau Cao Ying aus Shanghai kommt für dieses Schuljahr an die drei Hamburger Schulen mit Chinesisch-Unterricht

ab 10. Das vom Elternrat initiierte Sicherheitstraining für die Klassen 7 und 8 beginnt unter der Leitung von Herrn Michael Wenzin, einem erfahrenen Selbstverteidigungslehrer.

12.–15. Brass Band Reise

13. Literarisches Café: *„... da stolzierten die schönen Kaufmannstöchter, mit deren Liebe man auch so viel bares Geld bekömmt..."* Heinrich Heine zum 200. Geburtstag. Mehrere Schülergruppen unter der Leitung von Ortrud Dittmann, Bernhard Mestwerdt, Ulrike Schwarzrock und Jochen Stüsser tragen Balladen, Lyrik und Prosa vor.

17.–22. Chorreise des A-Chores an den Brahmsee

Die Daheimgebliebenen veranstalten eine Projektwoche

24. *Schnupperstudium* für das IV. Semester in der Universität und der TU

25. „Was bringt uns der Euro" – Vortrag der Europa-Abgeordneten Christa Randzio-Plath und anschließende Diskussion mit dem Gemeinschaftskunde-Kurs VS von Frau Holz

27. Das Christianeum bedankt sich zum Abschluß der zweijährigen Grundinstandsetzung mit einem großen Fest für die beteiligten Handwerker, Bauingenieure und Behördenvertreter in der Aula.

Literarisches Café: Fanny-Mendelssohn-Abend mit Musik

Dezember 1997

2. Klassenkonferenzen nach § 61 des neuen Schulgesetzes. Teilnehmer: Fachlehrer, Elternvertreter, Klassensprecher

4. *Literarisches Café:* Doris Runge liest aus ihren Gedichten

5. Adventssingen für die Unterstufe in der Aula

In einer Siegerehrung durch Frau Senatorin Rosemarie Raab werden im Rahmen des 5. Wettbewerbsfestes Katharina Kern, Janna Lierl und Theresa Martens ausgezeichnet.

5.–12. Herr Wilms macht an zwei Freitagnachmittagen die Russisch-Referendarinnen und -Referendare mit den Nutzungsmöglichkeiten des Internets für den Russischunterricht vertraut.

8./9. Adventskonzerte in der St. Michaeliskirche mit Bläsermusik zum Advent, Orchestermusik, adventlichen und weihnachtlichen Chorsätzen (mit Quempassingen bei Kerzenlicht, Schubert: Messe G-Dur)

11.-13. Exkursion des LK Geschichte (I. Semester) mit Herrn Voß nach Berlin

18. *Literarisches Café:* Gustave Flaubert „Madame Bovary" – Jürgen Krug liest den ersten Teil des von ihm neu übersetzten Romans.

19. Weihnachtsbasar am letzten Schultag. Der Erlös in Höhe von DM 7.236,– kommt zur einen Hälfte dem seit Jahren unterstützten Kindergarten Bélen/Chile zugute, zur anderen Hälfte der Bosnien-Aktion.

Januar 1998

7./8. Aufführung des Stückes „*Menschenkriege*" von einer Schülergruppe unter der Leitung von Daniel Lommatzsch

14. Die Schulkonferenz billigt einstimmig einen Vorschlag der Lehrerkonferenz, vom neuen Schuljahr an den in der Grundschule begonnenen Englischunterricht in Klasse 5 und 6 – teilweise in Projektform– zweistündig fortzusetzen.

15. *Literarisches Café:* Das Recht auf Arbeit – Gespräch zwischen Philosophie und Politik

16.-20. Bertolt Brecht: „Die Kleinbürgerhochzeit". Aufführung des Kurses Darstellendes Spiel unter der Leitung von Günther Schäfer

19.-6. 2. Betriebspraktikum der Vorstufe

22. *Literarisches Café:* Rose Ausländer – Ein Leben in Gedichten

26. Informationsabend für die Eltern der Viertkläßler

23.–30. Berufsinformationsveranstaltungen für das I. Semester in Zusammenarbeit mit dem Elternrat

27. Sieben Schüler (aus der 6 a und 7 c) wirken im Ernst Deutsch Theater bei der Benefizveranstaltung zum Gedenken an den Holocaust mit.

29. Der GK Englisch besucht mit Frau Holz „*Noises Off*" von Michael Frayn. Aufführung der University Players im Audimax

Februar 1998

2.–10. Schriftliches Abitur

5. Bei den Hamburger Hockey-Meisterschaften (Kl. 5 u. 6) erreichen die Schülerinnen des Christianeums den 2. Platz.

Literarisches Café: „Als Adam grub und Eva spann, wo war da der Edelmann?" – Szenen aus dem Bauernkrieg. Klasse 8 d, Musiker und Sänger aus Mittel- und Oberstufe, Leitung: B. Greiner, A. Riecke, D. Schünicke, Fr. Wuppermann.(Den Erlös dieses Abends spendet die Klasse 8 d an 34 Bauernfamilien in Südbrasilien)

6. Herrn Wilms' zweiter Einführungskurs in das Internet für interessierte Kolleginnen und Kollegen an fünf Freitagnachmittagen.

9.–13. Anmeldewoche für die neuen 5. Klassen. 136 Schüler sollen im nächsten Schuljahr das Christianeum besuchen.

10. *Literarisches Café:* Bertolt Brecht zum 100. Geburtstag. Der junge Brecht, gesehen vom Deutsch-Kurs VS, Leitung: Günther Schäfer.

12. *Literarisches Café:* „Hamburger Spottverein": Falsch verbunden. Ein Kabarettstück für drei Personen und einen Anrufbeantworter

13. Öffentliche Generalprobe von Franz Schuberts „*Winterreise*" mit Christfried Biebrach, Tenor, und Thomas Palm, Klavier, in der Aula des Christianeums

17. u. 18. Elternsprechtag für alle Klassenstufen außer 5 und 7

19. *Literarisches Café:* Krieg und Frieden – Zum Ende des Großen Sterbens 1618–1648 –. Verantwortlich: Margret Kaiser

24. Der LK Englisch IV. Semester besucht mit Herrn Starck die Aufführung „*Romeo und Julia*" im Thalia Theater.

26. Im Schulschach „Linkes Alsterufer gegen rechtes Alsterufer" ist diesmal auch das Christianeum unter der Leitung von Max von Hahn mit 6:2 Punkten unter den Siegern.
Schüler des Christianeums, Klassenstufe 5 und 6, erreichen bei den Hamburger Hockey-Meisterschaften den 2. Platz.
Frau Fricke-Heise wird als Vorsitzende des Hamburger Fachverbandes „Verband der Lehrer für Geschichte und Politik" bestätigt. Frau Margret Kaiser wird zur zweiten Vorsitzenden gewählt, Frau Schultz-Buhr zur Beisitzerin.
Auf einer Veranstaltung des Elternrates informieren Herr Dr. Lamparter und Herr Dr. Schmidt, beide von der Psychosomatischen Klinik Eppendorf, über „Eßstörungen".
Robert Wohlleben trägt eigene Sonette im Literarischen Café vor.

27. Erster Abend der Hausmusik in der Aula des Christianeums

März 1998

1. Herr Grundt ist 25 Jahre stellvertretender Schulleiter und wird unter Beteiligung von Eltern und Schülern vom Lehrerkollegium geehrt.

2. Vera von Reinersdorff (6d) gewinnt die Bezirksmeisterschaft im Vorlesewettbewerb.

3. Kinobesuch des VS Englisch mit Frau Holz: „Good Will Hunting"
Zweiter Abend der Hausmusik in der Aula des Christianeums

4. Prof. Dr. Udo Steinbach, Direktor des Deutschen Orientinstituts, referiert und diskutiert mit den Schülern der Gemeinschaftskundekurse des IV. Sem. über die Krise in Nahost und die Entwicklung des Irak-Konfliktes. Leitung: Frau Greiner zusammen mit Herrn Fabian, Frau Fricke-Heise und Frau Margret Kaiser.

5. Sebastian Künne und Martin Enderlein (8b) haben beim Landeswettbewerb *Schüler experimentieren* für ihre Arbeit im Fachbereich Biologie einen 2. Preis bekommen.

6. Beim Regionalwettbewerb *Jugend musiziert* erhielten einen zweiten Preis Inka Neus (5a, Violoncello); Nikolaus Glasmacher (6d, Klarinette); Laurenz Brandi (7a,Waldhorn). Naho Fujimoto (II. Sem.,Violine) und Sebastian Künne (8b, Klavier) erhalten beim Landeswettbewerb *Jugend musiziert* einen 1. Preis ebenso wie Desheng Chen (8d, Violine).
Für den Bundeswettbewerb qualifizierte sich Henriette Becker (8c,Violine mit Klaviertrio).

22.-31. Der erste Schüleraustausch mit unserer Partnerstadt Chicago. 22 Schüler besuchen das Christianeum und absolvieren ein umfangreiches Besuchsprogramm. Sie werden begleitet von zwei Deutschlehrern und Prof. Dr. Lowell W. Culver, dem Beauftragten für die Schulpartnerschaften in Chicago. Der Gegenbesuch der Christianeer ist für Ende Oktober geplant.

25. Traditionelles geselliges Treffen der Unterstufenlehrer mit den früheren Klassenlehrerinnen der jetzigen 5. Klassen

26. Ergebnis der Mathematik-Olympiade:
3. Preis: Vera von Reinersdorff – 6d, Janna Lierl – 7b, Jan Thomsen – 10a, Georg Götz – II. Sem., Sebastian Martens – II. Sem.
2. Preis: Anna Kotte – 5e, Marcos Cramer – 8c, Johanna Ziegler – II. Sem.
Landessieger: Theresa Martens – 7b, Naho Fujimoto – II. Sem.
Naho Fujimoto vertritt das Christianeum in der Bundesrunde vom 3.–7. Mai in Potsdam.
Literarisches Café: Der Leistungskurs Geschichte unter der Leitung von Ulf Andersen liest aus Victor Klemperers Tagebüchern

31. Landespastor Dr. Stephan Reimers, Leiter des Diakonischen Werkes Hamburg, berichtet vor zwei Gemeinschaftskundekursen des II. Sem. zum Thema *Randgruppen* über Projekte des Diakonischen Werkes. Die Ergebnisse der Projektarbeit werden in einer Ausstellung in der Pausenhalle der Schulöffentlichkeit präsentiert. Leitung: Frau Schultz-Buhr und Frau Fricke-Heise.

April 1998

1. Georg Götz und Sebastian Martens (II. Semester) erhalten bei *„Jugend forscht"* einen zweiten Preis im Fachbereich Chemie.
Dr. Aziz Alkazaz vom Deutschen Orientinstitut stellt den Nahost-Konflikt aus islamischer Sicht dar und diskutiert mit den Schülern des IV. Sem.. Leitung: Frau Margret Kaiser zusammen mit Herrn Fabian, Frau Fricke-Heise und Frau Greiner.

2. *Literarisches Café:* Friedrich Hölderlin: „O heilig Herz der Völker, o Vaterland!" – Vortrag und Gespräch mit Ursula Brauer.

8. „Untergetaucht" – Gert Koppel liest aus seinem Buch über seine Flucht als Junge aus Nazi-Deutschland und diskutiert mit zwei 9. Klassen.

14.–18. Chorreise der 5. Klassen an den Brahmsee

15.–29. 15 Schülerinnen und Schüler von der Schule Nr. 506 aus St. Petersburg besuchen unter der Leitung der Direktorin Frau Wasiljewa und der Deutschlehrerin Frau Kornijéwskaja im Austausch das Christianeum.

16. *Literarisches Café:* Fernando Pessoa – der Lyriker: Lesung einer Auswahl der portugiesischen Texte und deren deutscher Übersetzung mit Guilherme de Almeida-Sedas und Ferdinand Blume-Werry

17.-21. Marieluise Fleißer: *„Fegefeuer in Ingolstadt"* – eine Aufführung des Kurses Darstellendes Spiel S II unter der Leitung von Günther Schäfer, Assistenz: Johannes Walde

21. Die Schulkonferenz wählt als Nachfolger von Herrn Grundt zum neuen stellvertretenden Schulleiter Herrn Stefan Prigge.

21.–25. Chorreise der 6. Klassen an den Brahmsee

23. Im Rahmen der Theaterwoche führt die Internationale Schule die eng-

lische Fassung von Frank Wedekinds *Frühlings Erwachen* in der Aula des Christianeums auf.

24.–26. Berlin-Reise des LK Geschichte (IV. Sem.) unter der Leitung von Herrn Andersen

27.–1.5. Chorreise der 7. Klassen an den Brahmsee

28. Bezirksmeisterschaften im Schwimmen der 5. Klassen im Reemtsmabad

In der Sporthalle des Christianeums findet ein Basketballturnier für rollstuhlfahrende Mannschaften aus ganz Norddeutschland in Zusammenarbeit mit der Schule Hirtenweg statt.

29.–2. Orchesterreise des A-Orchesters

Mai 1998

7. *Literarisches Café:* Altona vor 200 Jahren – von Predigern, Emigranten und Jakobinern. Vortrag und Gespräch mit Hans-Werner Engels

7. Beim Bundeswettbewerb Mathematik erreicht Naho Fujimoto den 2. Platz

12. In Verbindung mit dem *European Congress of Chemotherapy* führt der A-Chor in Gegenwart von Frau Christiane Herzog im CCH Carl Orffs „*Carmina Burana*" auf (Leitung Dietmar Schünicke). Der Erlös aus diesem Wohltätigkeitskonzert kommt der „Christiane-Herzog-Stiftung" für Mukoviszidose-Kranke zugute. Auf Wunsch der Kongreßleitung gibt der Schulleiter in einer Grußansprache einen Überblick über das soziale Engagement der Schüler des Christianeums.

Richard Lemburg

* 1909 † 1997

Wer war Richard Lemburg? Das werden sich viele jüngere Leser fragen.

Richard Lemburg war Lehrer für Mathematik und Physik am Christianeum. Am 20. August 1909 wurde er als Sohn des Schlossermeisters Carl Lemburg und seiner Frau Maria Anna in Altona geboren. Die Familie lebte zuerst in Oevelgoenne, später in der Herderstraße (heute Haubachstraße), wo der Schlossermeister eine Werkstatt einrichten konnte und außerdem als Kunstschlosser mit der Spezialität des Ziselierens an der damaligen Altonaer Kunstschule unterrichtete.

Als Ältester von drei Brüdern besuchte Richard Lemburg das Gymnasium Altona am Hohenzollernring bis zum Abitur. Sein Berufswunsch war eigentlich Jachtkonstrukteur, denn schon früh hatte er Kontakt zum Wasser gehabt.

Zuerst als Dreijähriger in die Elbe gefallen und vom Vater im letzten Moment herausgezogen, später seit 1921 als Segler in der SVAOe (Segler-Vereinigung Altona Oevelgoenne). Logischerweise absolvierte er 1932 nach Kursen an der Altonaer Seefahrtschule die Prüfung des DSV zum „Führen von Segelyachten".

Da für Jachtkonstrukteure die Zeiten schlecht waren, besann er sich auf seine im Abitur bewiesenen Fähigkeiten und studierte in Hamburg, Heidelberg und Kiel die Fächer Mathematik, Physik und Philosophie für das Lehramt. Das Studium wurde ihm durch ein Stipendium der Stadt Altona, der Max-Brauer-Stiftung, ermöglicht.

In Kiel lernte er seine spätere Frau kennen, die ebenfalls dort studierte und aus Ratzeburg stammte. Die weitere Zeit der Ausbildung hat er als Referendar und Assessor an verschiedenen Orten in Schleswig-Holstein verbracht. Seinen Militärdienst leistete er bei den Ratzeburger Jägern ab. Nach der Heirat 1937 erhielt er seine erste Lehrerstelle in Hoya an der Weser, wechselte 1938 nach Hamburg an das Gymnasium Blankenese. Den Zweiten Weltkrieg erlebte er zuerst in Frankreich und später in Rußland. Unversehrt kehrte er 1945 nach Hause zurück, das war damals das Elternhaus seiner Frau in Ratzeburg. Dorthin hatte sich seine Frau mit den Kindern wegen der Bombenangriffe auf Hamburg zurückgezogen. 1945 erlernte er den Beruf des Zimmermanns und arbeitete auf dem Bau bis zu seiner Wiedereinstellung in den Schuldienst. Seit 1948 war er am Christianeum tätig.

Die Familie zog 1952 wieder nach Altona zurück. 25 Jahre lehrte er am Christianeum. Er war mit Leib und Seele Lehrer, aber am Ende seiner Dienstzeit doch müde, denn die Schülergenerationen hatten sich sehr verändert. Der Ruhestand war verdient.

Was tut ein Mathematiklehrer, wenn er in Pension geht? Er hat Pläne, Vorstellungen und Träume, wie er mit seiner Frau den Lebensabend gestalten will. So gehen sie es gemeinsam wohlgeordnet an. Es wird das Haus im Grünen, in Salem bei Ratzeburg, gebaut. Als Mathematiker und Zimmermann mit der Neigung zur praktischen Anwendung der Mathematik muß natürlich eine Werkstatt dabei sein. Die Pflege des großen Gartens wird das gemeinsame Hobby.

Das Haus in Salem wird zum Treffpunkt ihrer vier Kinder mit deren Familien. Im Jahr 1981 bricht mit dem Tod seiner Frau die gesamte Planung zusammen. Auf sich alleine gestellt, pflegt er Haus und Garten und versorgt sich selbst. 1990 übergibt er das Haus an seinen Sohn Peter und zieht sich in den Seniorenwohnsitz Ratzeburg zurück.

Die Beschäftigung mit Mathematik und Philosophie endet nie für ihn. Mit einem Fernstudium, mit neuer Fachliteratur, mit Gedanken zu Kirche und Christentum versucht er stets sein Bild von der Welt zu vervollständigen, auch wenn seine Sehfähigkeit ständig abnimmt. Mit Lupe und Lesegerät kämpft er bis zuletzt um jedes Wort, jeden Gedanken, jede Anregung. Am 27. Dezember 1997 ist Oberstudienrat Richard Lemburg in Ratzeburg gestorben.

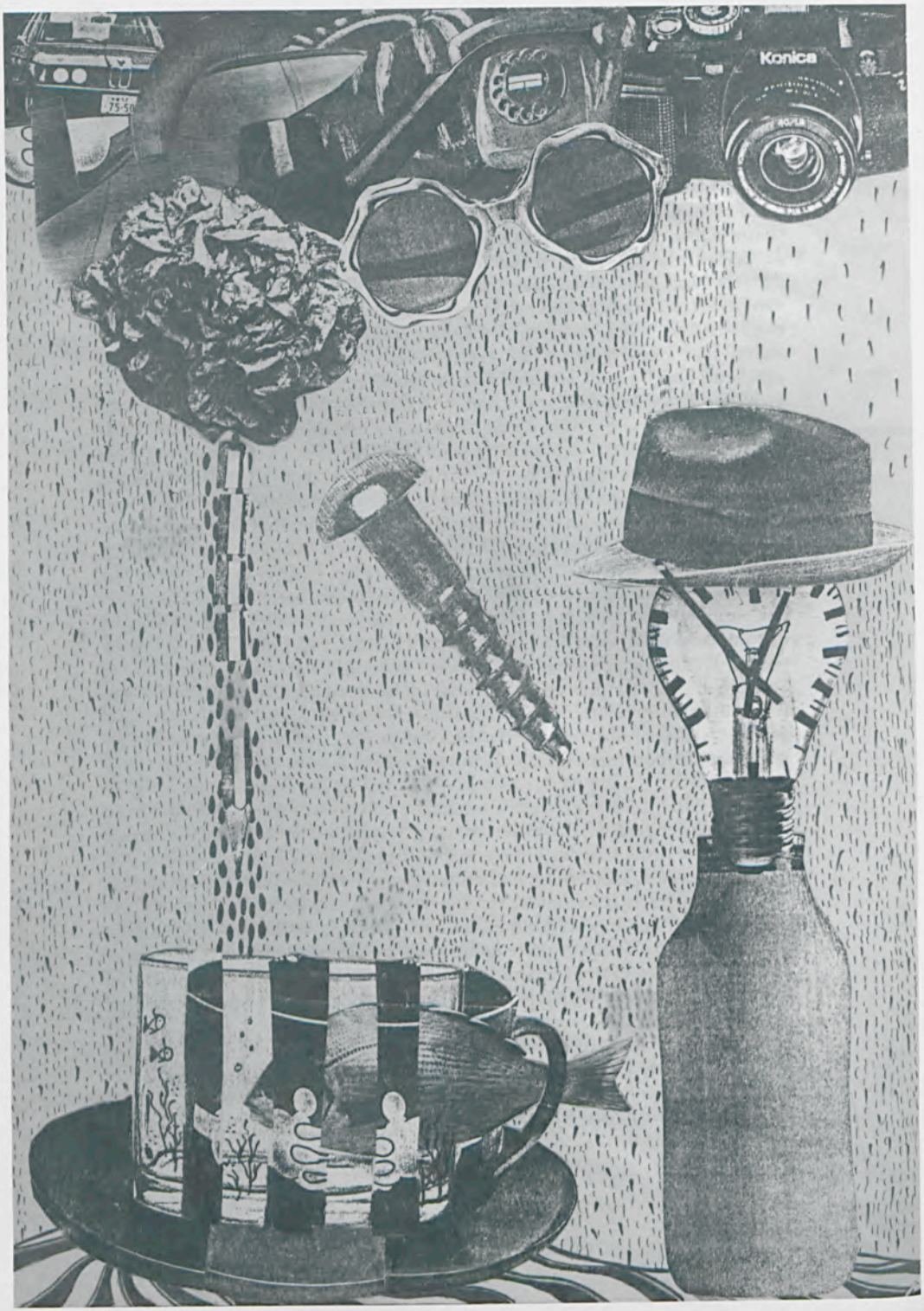
Dieter Lemburg

Paul-Gerhard Kalberlah

* 1927 † 1997

Wenn Paul-Gerhard Kalberlah das Wort ergriff, klärten sich die (zuvor so undurchdringlichen) Zusammenhänge. Er war ein Meister des Klärens und Erklärens. Mit einer Intonation, die gleichermaßen dezent und bestimmt wirkte, legte er seine Auffassungen dar. Und der Zuhörer fragte sich anschließend verblüfft, warum vorher alles derart undurchschaubar schien. - Der da so umsichtig und formbewußt erklärte, nuancierte, pointierte, den Reichtum der Aspekte bewußt werden ließ, ohne daß aus Reichtum je ein Wust erwuchs, der sein Nachdenken aus dem Respekt für die Vielzahl denkbarer Perspektiven herleitete, konnte jedoch sehr entschieden sein und reagieren. Er kannte es gewiß, das Wort, mit dem das Entgegenkommen sich selbst die Grenze zieht: Nein. Nein, höre ich ihn sagen (lese ich ihn schreiben), diese Arbeit ist exzellent. Es ging um Examensarbeiten, um Kooperation (oder Kontroverse) zwischen Erst- und Zweitgutachter. (Nicht selten hatten wir gemeinsam zu befinden, wie eine Examensarbeit einzuschätzen sei). Sein knappes und konzentriertes Gutachten wies es stets dann aus: Die Arbeit war exzellent. Jedes mäkelnde Minus verbot sich. - So förderte der Seminarleiter Paul-Gerhard Kalberlah die jungen Kolleginnen und Kollegen, ermutigte er die ihm anvertrauten Referendarinnen und Referendare, gab er seine Erfahrungen weiter. Das geschah im Studienseminar. Doch begegnete ich Paul-Gerhard Kalberlah schon früher, viel früher. Als hochgeachteter Lehrer hatte er in den Jahren vor und um 1970 Schüler am Christianeum beeindruckt, hatte sie dazu angehalten, ihre Neugier nicht zu mäßigen, das Denken als eine große Vergnügung des menschlichen Geschlechts zu begreifen und den aufrechten Gang zu wagen. Der pädagogische Debütant, der ich damals war, durfte eine Ahnung entwickeln, wie die zitierten Ansprüche im Unterrichtsalltag unterzubringen seien und wie der Kollege Kalberlah das wohl machte. Magie muß(te) im Spiel gewesen sein (bei allem aufklärerischen Anspruch); gewiß, es ging um Handwerk, um methodisches Geschick, um fachliches Wissen. Aber es ging immer auch um mehr. – Lang ist das alles her (und tief ist der Brunnen der Vergangenheit). Aber das Langzeitgedächtnis läßt sich schwer nur täuschen. Drum lebt das Vergangene. Und wir dürfen uns gern und wehmütig zugleich an jene erinnern, die uns – wie der Lehrer und Kollege Kalberlah es tat – halfen, leiteten, begleiteten, anspornten und ermutigten. - Paul-Gerhard Kalberlah war, erinnere ich mich (zweifellos) richtig, wahrlich ein unabhängiger und ein scharfsinniger Schöngeist. Und er ließ nicht nach, sich in solchem Geiste zu verstehen. Im Ruhestand nutzte er die kostbaren Gesamtausgaben, die (Rüstzeug gleichsam) sein Arbeitszimmer beherrschten, um weiterzugeben, was die Klassiker, Geister des Widerspruchs auch sie, ihm sagten. Hinzu kam der Griff zum Musikinstrument. Es bestätigte sich am Beispiel Paul-Gerhard Kalberlahs der Eindruck, daß die Bildung sich die Menschen sucht, die besonders geeignet sind, sie zum Ausdruck zu bringen. – Verstorben ist ein gebildeter Zeitgenosse, der den Feinsinn für die Schönheit der Kammermusik mit der Lust am entschiedenen Widerspruch in Einklang zu bringen wußte.

Rolf Eigenwald


Konica

Friedrich Paulsen
– Philosoph und Pädagoge –

(Fortsetzung aus Heft 1/97)

Die Friedrich-Paulsen-Schule in Niebüll

Es war ein sehr naheliegender und richtiger Gedanke, die neue Oberschule für das ländliche Nordfriesland, die am 25. August 1925 in ihrem neuen Gebäude in Niebüll eingeweiht wurde, nach diesem großen nordfriesischen Philosophen und Pädagogen zu benennen.

Die mit ihr gegründete neuartige Aufbauschule beließ die Schüler bis zu ihrem 14. Lebensjahr auf dem Dorf mit seinen von Friedrich Paulsen so positiv erlebten Bildungsqualitäten. Damit machte sie „jenen vereinzelt von Paulsen und manchen anderen eingeschlagenen Bildungsweg von der Dorfschule bis zum Gymnasium in einer besonderen Schulform allgemein gangbar". Sie sei „gewissermaßen eine Erfüllung jenes von dem großen Pädagogen aufgestellten Ideals". So sagte es der schleswig-holsteinische Oberschulrat Dr. Eduard Edert in seiner Einweihungsrede.

Sehr weise war es und sicher auch ganz im Sinne Friedrich Paulsens, daß man für die Schüler aus den entfernter liegenden Dörfern und von den Inseln das Schülerheim baute, wo ihnen unter erzieherischer Aufsicht und Hilfe die Gefahren des „wüsten Kneipenlebens" erspart wurden, an denen Friedrich Paulsen in Altona fast gescheitert wäre.

Friedrich Paulsens Stellung zu wichtigen Fragen seiner Zeit

An seinem Verhalten in der Frage der Schulreform zeigte sich schon, daß Friedrich Paulsen auch die Konfrontation nicht scheute, wenn es um eine Sache ging, der er sich im „freien Dienst der Wahrheit" verpflichtet fühlte. Es ist schon erstaunlich und spricht letztlich für den preußischen Staat in dieser Zeit, für die dennoch vorhandene Toleranz und Reformfähigkeit seiner Kultusverwaltung, daß ein so eigenständiger Mann wie Friedrich Paulsen schließlich doch in seinem Dienst zu der Bedeutung aufsteigen konnte, die er seit etwa 1900 hatte.

Das war schwer erkämpft. Konfliktstoffe gab es genug, und der nordfriesische Professor meldete sich von Anfang an öffentlich zu Wort, wenn es um Grundfragen der politischen Freiheit, der politischen Moral und der sozialen Gerechtigkeit ging. Das galt eigentlich bisher nicht als üblich in den „akademischen Kreisen". Friedrich Paulsen war zwar Professor in Preußen geworden, aber deshalb noch lange nicht Preuße in dem Sinne, den seine Husumer Freunde Theodor Storm und Ferdinand Tönnies so scharf ablehnten. Darin war er mit ihnen ganz einig.

Die soziale Frage

Friedrich Paulsen war sehr beeindruckt von den Schriften Ferdinand Lassalles, des Gründers der sozialdemokratischen Bewegung. Er räumte auch ein, Karl Marx habe „etwas Richtiges gesehen, und das ist wichtig: daß die Gedanken der Menschen nicht in der blauen Luft schweben, sondern aus dem Zuständlichen erwachsen. Aber dies hat er dann viel zu einseitig als das Ökonomisch-Sozialzuständliche bestimmt." Und damit waren die revolutionären Konsequenzen aus dem Denken von Karl Marx für ihn erledigt.

Das Interesse für die soziale Frage blieb aber wach. „Wo will eigentlich die Geschichte mit uns hinaus?", fragte er 1879 in einem Brief an Tönnies, und gab sich selbst die Antwort, „auf den Sozialismus – sonst ist sie mir ganz und gar unverständlich."

Die „Sozialistengesetze" von 1878, mit denen Bismarck die sozialdemokratische Partei ausschalten wollte, lehnte er gemeinsam mit Tönnies scharf ab. Er hoffte nur, so schrieb er einmal an ihn, daß die „gemäßigteren und verständigeren Elemente innerhalb der Sozial-Demokratie ... nach dem schamlosen Gebaren der herrschenden Klassen in dieser Zeit" – das ist wirklich die Sprache Friedrich Paulsens an dieser Stelle! – sich „der eigentlich Rebellionssüchtigen" noch erwehren könnten, um auch zukünftig im Reichstag demokratisch und mit Hilfe des allgemeinen Wahlrechts „praktische Politik" zu treiben, statt auf revolutionärem Wege die Gesellschaft mit Gewalt verändern zu wollen.

Die Monarchie hielt er im Gegensatz zu seinem Freund Tönnies noch auf lange Zeit hinaus in Deutschland für unentbehrlich. Der Fehler sei nur, daß die preußischen Könige sich seit 1786 (Tod Friedrichs des Großen) „an das verkehrte Ende des Wagens angespannt" und dadurch die „naturgemäße Entwicklung gehemmt und geschädigt" hätten. Paulsen meinte, „daß sie sich wieder vorne anspannen müssen, in philosophischer Freisinnigkeit (Aufklärung) und tätiger Philantropie (Sozialismus)". Mit solchen Bildern von Pferd und Wagen konnte der Langenhorner Bauernsohn seinen Studenten geschichtlich fundierte Zeitkritik anschaulich machen. Denn so freimütig sprach auch der Professor im Hörsaal. „Ich variiere es auch in meinen Vorlesungen auf alle Weise.", schrieb er an Tönnies.

In diesen Jahren war er regelrecht verzweifelt über den katastrophal falschen Gang der Dinge. Dagegen, so schrieb er an Tönnies, „suche ich Schutz bei meiner Geschichtsphilosophie". Und die sah so aus: „...Wenn man die Menschheitsgeschichte im großen übersieht, stellt sie doch einen Prozeß der Entwicklung von der Bestialität zur Humanität dar; man darf nur die Anfänge nicht weglassen. ... Das Unvernünftige ist auch das Unmögliche; es kommt in die Welt, aber nur um unterzugehen. Und umgekehrt, hat eine Sache Vernunft in sich, so wird sie sich erhalten. Ist das Werk von Gott, das Werk der Sozialreformation, so wird es bestehen." Später störte ihn an den Sozialdemokraten, daß sie in ihrer Politik im Reichstag mit der Wahrheit zu sehr nur unter politisch-parteitaktischem Vorzeichen umgingen. Er wurde auch konservativer und neigte zuletzt eher den Ideen Friedrich Naumanns von einem sozialpolitisch ausgerichteten Liberalismus zu.

Nationalismus und Chauvinismus

Nationalistische und chauvinistische Haltungen lehnte Friedrich Paulsen auf das Schärfste ab. Das schlimmste Beispiel dafür in seiner nächsten Umgebung war sein eigener Universitätskollege Heinrich von Treitschke. Diesen durch seine chauvinistischen und antisemitischen Einstellungen bekannten Historiker nannte er den fleischgewordenen (inkarnierten) „Geist des harten, mechanistisch-militaristischen Borussentums".

Das Thema des Nationalismus und Chauvinismus konnte ihn geradezu zu Untergangsvorstellungen bringen. In Ferdinand Tönnies´ grundlegendem Werk „Gemeinschaft und Gesellschaft", dessen erste Auflage übrigens Friedrich Paulsen, „als Denkmal früherer Gespräche" gewidmet ist, hatte er einen Ton pessimistischer Resignation zu erkennen geglaubt. In seiner Rezension des Buches fragte er dazu: „Ob der Verfasser Recht hat? Ob das Ende vor der Tür steht?", und er gab sich selbst diese an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassende sehr polemische Antwort: „Wen, der nicht im Rausch der Reichsseligkeit oder der Revanchelust oder wie anderwärts die auf der Oberfläche mit lauten Kundgebungen sich bethätigenden sogenannten nationalen und patriotischen Empfindungen heißen mögen, befangen ist, beschlichen nicht ähnliche Betrachtungen und Ahnungen?"

Selten auch dürfte jemand in der wilhelminischen Kaiserzeit die Vorausahnung einer kommenden Katastrophe durch den Nationalhaß so klar zum Ausdruck gebracht haben wie Friedrich Paulsen in seiner Stellungnahme zur sog. Köllerpolitik in Nordschleswig im Jahre 1899: „Es bleibt doch einer der unerfreulichsten Züge des ausgehenden 19. Jahrhunderts, daß es den Haß ... der Nationalitäten so hat ins Kraut schießen lassen. Haß und Verachtung sind keine schönen und keine gedeihlichen Gefühle, auch nicht unter den Nationen. Wenn auf ihrer Sünden Blüthe die bittere und giftige Frucht gefolgt sein wird, vielleicht daß dann von dem Humanitätsgefühl, womit das vorangehende 18. Jahrhundert die Vielheit der Nationen als eine Bereicherung der Menschheit empfand, etwas zurückkehrt."

Das waren keine guten Aussichten, und wie recht hatte Friedrich Paulsen leider damit! Aber er zeigt ja gleichzeitig auch eine Hoffnung auf – für die Zeit danach –, und er nennt ein Vorbild – aus der Zeit davor. Die Zeit der Aufklärung im Preußen des 18. Jahrhunderts und auch im dänisch-norwegisch-deutschen multinationalen Gesamtstaat dieser Zeit, in den hinein er noch geboren worden war, hat er häufig als vorbildlich gerühmt.

Auch diese Sätze stehen an derselben Stelle: „Die intensive Berührung der Nationalitäten (auch mehrerer in einem Staat) ist Gewinn für ihre Kultur", und „Ich will nur gestehen, daß ich mich zuweilen in stiller Stunde der Hoffnung hingebe, es werde eine Zeit kommen, wo die Nationen anderen Gefühlen gegen einander wieder mehr Raum geben als dem Haß."

Die „Köllerpolitik", durch die seit 1888 in den rein dänischen Distrikten in Nordschleswig Deutsch als Unterrichtssprache eingeführt wurde, lehnte Friedrich Paulsen aus Gründen der Humanität als Verstoß gegen ein Menschenrecht ab: „Daß die dänischen Nordschleswiger ihre dänische Nationalität behalten wollen, ist ihr gutes menschliches Recht." Aber auch als Pädagoge war er dagegen, daß Kinder mit dänischer Muttersprache mit deutscher

Unterrichtssprache unterrichtet wurden: „... daß die Unterrichtssprache der Volksschule die Muttersprache sein müsse, es wird keinen Pädagogen in der Welt geben, der als Regel ein anderes für möglich halten wird."

Friedrich Paulsen war ein Fürsprecher einer modernen Minderheitenpolitik, als in Deutschland nur wenige sich so eindeutig zu äußern wagten, wie er und sein Nachbar und Gesprächspartner in Berlin-Steglitz, der aus Nordschleswig stammende Theologieprofessor Julius Kaftan es taten .

Friedrich Paulsen und die nordfriesische Sprache

Angesichts seiner entschiedenen Aussage über Schule und Muttersprache drängt sich aus heutiger nordfriesischer Sicht die Frage auf, warum Friedrich Paulsen diese grundsätzliche Anschauung nie auf seine eigene nordfriesische Muttersprache angewandt hat.

Zwar hat er sie sein Leben lang gesprochen, wenn er zu Hause in Langenhorn war, häufig auch dann und zu ihrem befremdeten Erstaunen, wenn später seine Frau und die Kinder dabei waren, die nur Hochdeutsch konnten. Besonders seine Mutter mochte nur Friesisch mit ihm sprechen.

Dennoch prophezeite er in seinen „Lebenserinnerungen" das bevorstehende Aussterben des Friesischen „in nicht ferner Zeit", verbunden mit der für sprachbewußte Nordfriesen heute noch mehr niederschmetternden Feststellung, der Verlust werde, außer für die Sprachwissenschaft, nicht zu groß sein, es sei „wirklich eine arme Sprache", lediglich „reich an Ausdrücken für alle sinnlichen Dinge, die in dem Umkreis des bäuerlichen Lebens liegen, ... Aber für die geistige Welt ist man immerfort genötigt, Anleihen beim Deutschen zu machen". Offensichtlich war das Nordfriesische für ihn doch nur ein Dialekt, keine eigenständige Sprache und gar keine Kultursprache.

Die wichtigste Ursache hierfür liegt in der unglücklichen Geschichte der friesischen Bewegung in Nordfriesland im 19. Jahrhundert. Friedrich Paulsens Lebenszeit von 1846 bis 1908 fiel in die Periode der deutschen und dänischen Nationalstaatsbildung mit dem Streit um Schleswig und der späteren Integration Schleswig-Holsteins in Preußen und das Deutsche Reich. In dieser Zeit gab es keinen Raum für nordfriesische Eigenbestrebungen.

Vor seiner Geburt 1846 hatte es durchaus Anfänge einer friesischen Bewegung, eines Bewußtseins vom Eigenwert der nordfriesischen Sprache, eines eigenen Volkstums und eines nordfriesischen Geschichtsbewußtseins gegeben. Ich denke an den Plan für eine Friesische Geschichtsgesellschaft von 1818, an Knut Jungbohn Clements Bekenntnis von 1842, ein Nordfriese zu sein und nicht Däne oder Deutscher, an seine „Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen" von 1845 und besonders an Christian Feddersens „Fünf Worte an die Nordfriesen", geschrieben 1842 und veröffentlicht 1845 mit einem richtigen Programm für eine friesische Bewegung.

Aber Friedrich Paulsen hat hiervon vermutlich nie etwas gehört. Denn seit dem ganz bewußt schleswig-holsteinisch-deutsch und nicht nordfriesisch geprägten „Volksfest der Nordfriesen" in Bredstedt 1844 waren diese Ansätze im Interesse einer einheitlichen Front gegen den eiderdänischen Nationalismus bewußt überlagert, totgeschwiegen und dann für mehr als 100 Jahre

vergessen worden worden. Und die neue friesische Sprachbewegung auf den Inseln, besonders auf Sylt, die auch für Friesisch in der Schule eintrat, war bei seinem Tod 1908 gerade erst im Entstehen.

Er hatte also keine Möglichkeit, jemals in seiner Lebenszeit etwas von diesen Ansätzen eines friesischen Sprachbewußtseins zu erfahren. Zwar war er Mitglied des 1902 gegründeten „Nordfriesischen Vereins für Heimatkunde und Heimatliebe", aber auch hier konnte er damals noch nichts hören, was sein hartes Urteil über die nordfriesische Sprache hätte ändern können.

Nordfriese und Weltbürger in der heraufziehenden Krise

Er war durch seinen Bildungs- und Lebensweg nun einmal ein reichsdeutscher Intellektueller geworden, der auf hohem Niveau die philosophische, pädagogische und auch politische Diskussion im neuen Deutschen Reich entscheidend mitgeprägt hat. Dabei hat er ihr aber im Sinne seiner „Philosophia Frisionum" oder „Langenhorner Philosophie" viel friesische Vernünftigkeit hinzugefügt, soweit es ihm gegen manche leider erfolgreichere Hauptströmungen seiner Zeit möglich war.

Als zum Beispiel ab 1904 das Verhältnis zwischen England und Deutschland immer schlechter und die Presse auf beiden Seiten immer chauvinistischer und gehässiger wurde, reagierte er zunächst mit einem Aufsatz „England und Deutschland" warnend gegen eine antideutsche Pressekampagne in England. Der erschien gleichzeitig in der Deutschen Rundschau und in der englischen „Contempory Review". Und im Dezember 1905 sprach er aus eigenem Antrieb, weil die Universität sich offiziell nicht beteiligen mochte, vor Kaufleuten in der großen Börsenhalle in Berlin gegen die „verabscheuungswürdige anti-englische Pressekampagne" in Deutschland. Er brandmarkte es als „ein selbstmörderisches Vorhaben", diese beiden Völker derart gegeneinander zu treiben." Vergeblich, wie wir heute wissen.

Seine vielen englischsprachigen Schüler, besonders aus den USA, haben ihm nach seinem Tode und auch nach den beiden Weltkriegen ihre Verehrung bewahrt. Die einzige vollständige Veröffentlichung der biographischen Aufzeichnungen Friedrich Paulsens liegt nur in einer englischsprachigen Ausgabe in der Columbia University Press, New York, 1938 und 1967 erneut aufgelegt (!), vor. Die ersten 252 von insgesamt 487 Seiten enthalten seine „Jugenderinnerungen", die schon 1909 im Eugen Diederichs Verlag auf deutsch herausgekommen waren.

Viele seiner Bücher sind ins Englische und in bis zu 40 andere Sprachen übersetzt und weltweit gelesen worden. So auch von einem chinesischen Bauernsohn, der zunächst Volksschullehrer und später der Revolutionsführer Mao Zedong wurde. Nach seinen eigenen Aussagen ist er von Friedrich Paulsens Gedanken beeinflußt worden.

Nur eines paßt nicht recht zu unserem Bild von Friedrich Paulsen. Das ist eine Reihe von judenfeindlichen Äußerungen in seinen Briefen und in seinen Lebensaufzeichnungen.

Wohl wehrte er sich gegen den Einfluß des Antisemitismus auf sein Denken, wenn er 26. 1. 1881 an Tönnies schrieb: „Der Antisemitismus ist doch

eine schlechte Sache – es sind gute Leute dabei, viele, vermute ich, aber es ist eine schlechte Sache." Er nahm auch öffentlich Stellung zur Judenfrage, wie immer bei ihm sogar mit konkreten Lösungsvorschlägen, die jedoch nicht berücksichtigten, daß man es bei den sog. Ostjuden mit einem Flüchtlingsproblem zu tun hatte. Aber damit setzte er sich nur zwischen alle Stühle, so daß er von allen Seiten kritisiert wurde.

Bevor man hier ein endgültiges Urteil fällt, sollte man die Sache sehr genau untersuchen. Vermutlich könnte Friedrich Paulsen ein sehr interessantes Fallbeispiel sein zur Untersuchung der Frage, wie erschreckend stark der „Antisemitismus" zu seiner Zeit bereits das akademische Milieu in Deutschland vergiftet hatte, so daß es schwer war, unbeeinflußt zu bleiben.

Friedrich Paulsens Verhältnis zu Dänemark

Paulsens Verhältnis zu Dänemark blieb geprägt von der Erinnerung an die Zeit des deutsch-dänischen Gesamtstaates, als Deutsche und Dänen unter einem König friedlich zusammenlebten. In Langenhorn war man deutsch und hatte auch vor 1864 von dänischer Unterdrückung nichts gespürt. Von hier aus gesehen gab es für ihn keinen Grund zum Nationalhaß.

Seit 1879 war der dänische radikale Philosoph, Literaturhistoriker und Kritiker Georg Brandes ein gern gesehener Gast und Gesprächspartner im Hause Paulsen. In vielem, auch in politischen Fragen, stimmten sie überein, bis dann über die Frage des Brandes´schen Atheismus doch eine Entfremdung eintrat Ein anderer dänischer Freund Paulsens wurde der bedeutende Kopenhagener Philosophieprofessor Harald Höffding. Höffding hatte fast gleichzeitig mit ihm auch ein Buch über Ethik geschrieben.

Beide konnten ihm über die Stimmungslage in Dänemark nach der Niederlage von 1864 berichten, und Paulsen bewunderte die Art, wie man sich nun nach dem Verlust nach außen umso intensiver der Verbesserung der inneren Verhältnisse in wirtschaftlicher und geistiger Hinsicht widmete (Hvad udadtil tabtes, skal indadtil vindes.). So werde Dänemark wieder zu einer hochgeachteten Position in der europäischen Völkerfamilie gelangen, sagte er dazu.

Dabei faszinierte ihn besonders die Rolle der dänischen Volkshochschulen, die geistiges Leben und „Bildung" auch in ländliche Gegenden brachten. Der hier zugrundeliegende „volkliche" Bildungsbegriff war seinem Denken verwandt. Er entsprach am ehesten seinen eigenen Erfahrungen von der Bildungsfähigkeit der ländlichen Bevölkerung. So finden wir ihn denn auch als einen der wichtigsten Anreger und Förderer bei der Gründung ländlicher Volkshochschulen nach dänischem Vorbild in Schleswig-Holstein. Auf seiner Sommerreise nach Skandinavien 1905 hatte ihm Harald Höffding die Besichtigung einer dänischen Volkshochschule in Lyngby bei Kopenhagen vermittelt. „Ich glaube", schrieb er an Tönnies, „es ist in unserer Heimat wie in keinem anderen Teil Deutschlands die Möglichkeit der Volkshochschule gegeben, ... Man muß die ersten Leiter nach Dänemark schicken, sich zu informieren."

Auf der Gründungsversammlung des „Vereins für ländliche Volkshochschulen in Schleswig-Holstein" im Juni 1905 erregte es „erhebliches Aufse-

hen", daß Friedrich Paulsen für die erste ländliche Volkshochschule in Albersdorf mit Friedrich Lembke als Leiter (1906) ganz persönlich „einen sehr ansehnlichen Betrag" gespendet hatte. Nach einer mündlichen Überlieferung sollen es 1000 Reichsmark gewesen sein, was damals tatsächlich eine ganz beträchtliche Summe gewesen sein muß. Ein Beweis, wie sehr ihm daran gelegen gewesen ist.

Epilog

Friedrich Paulsen hat uns mit dem von ihm selbst verfaßten Spruch auf der Gedenktafel in der Langenhorner Kirche eine Art Vermächtnis hinterlassen. Die ersten neun Zeilen enthalten Aussagen über die Werte und Haltungen, denen er sein Leben zu widmen bestrebt war. Darauf folgt eine sehr pessimistische und eher resignierende Aussage über die Welt seiner Zeit und die Hoffnung, nicht die Gewißheit, einer besseren jenseitigen. Einiges von dem, was ich Ihnen über Friedrich Paulsen erzählt habe, werden Sie darin wiedererkennen.

Der Wahrheit
und der gesamten Vernunft Freund
Feind der Lüge und dem Schein
ein Anhänger der guten Sache
auch der nicht siegreichen

der Ehre der Welt nicht allzu begierig
nicht im Gefolge des Willens zur Macht

der Heimat treu
den Eltern und Lehrern seiner Jugend dankbar zugetan

lebte er in einer Zeit
die von allem das Gegenteil hielt
und verließ darum nicht ungern diese Welt
in der Hoffnung
einer besseren.

Dieser Spruch stand in meiner Schulzeit auch an der Wand vor dem Eingang zur Aula der Friedrich-Paulsen-Schule in Niebüll. Wenn wir in den Jahren 1941 bis 1944 als 12 bis 15jährige Schüler zu Veranstaltungen in diese Aula geführt wurden, standen wir oft vor der Tür Schlange, bis die Klassen vor uns in die engen Bankreihen eingerückt waren.

Da las ich dann diesen Text und las ihn überrascht und erstaunt immer wieder und grübelte über ihn. Er faszinierte mich, und er gefiel mir. Aber er stand doch in einem ganz großen Gegensatz zu so vielem, was wir in diesem Saal zu hören bekamen und beobachten konnten, wenn die wichtigen Herren in den

braunen Uniformen auftraten und zu uns sprachen. Er paßte auch nicht zu so vielem von dem, was außerhalb der Schule auf uns einwirken und uns prägen sollte.

Der Mann, dessen Namen unsere Schule trug, zeigte und bewirkte hier, daß man auch gegen die Zeit und trotz aller ideologischen Gleichschaltung selbständig denken konnte! Kann man besseres über ihn sagen?

Leider ist dieser Spruch Friedrich Paulsens vor der Aula der Schule in Niebüll, die seinen Namen trägt, inzwischen übermalt worden. Ich bedaure das sehr, und ich wünsche mir, daß sein Vermächtnis dort bald wieder von den Schülern der Schule gelesen werden kann! Ich weiß, daß ich damit im Namen vieler ehemaliger Schüler spreche.

Denn sind wir so sicher, daß die Schüler heute die Werte Friedrich Paulsens und ein selbständiges Denken, wenn notwendig auch gegen die Zeit, nicht mehr benötigen?

Dr. Johannes Jensen über Friedrich Paulsen am 16. Juli 1996 in Langenhorn

Bericht des Schatzmeister

Liebe Mitglieder,
gemäß dem Beschluß des Vorstandes veröffentliche ich hier wieder den Kassenbericht für das Jahr 1997, der in dieser Form von der Mitgliederversammlung im Februar 1998 angenommen wurde.

Einige Erläuterungen möchte ich dem nüchternen Zahlenwerk voranstellen:

Am Ende des Jahres 1997 hatte der Verein insgesamt 971 Mitglieder (8 Mitglieder mehr als 1996). Bei einem Jahresbeitrag von 30 DM darf der Verein also mit Einnahmen von 29.130 DM rechnen, vorausgesetzt, daß alle Mitglieder den Beitrag auch bezahlt haben. Tatsächlich hatten aber nur 818 Mitglieder bezahlt (15 Mitglieder mehr als 1996).

Die vergleichsweise hohen Einnahmen im Jahr 1997 sind im wesentlichen auf die Spenden im Zusammenhang mit dem Renatus-Wilm-Konzert zurückzuführen. Diese Spenden wurden für die Anschaffung von Chor-Podesten verwendet.

Für das Jahr 1997 ergibt sich erneut ein Spendenbetrag, der erheblich über den „Garantie-Einnahmen“ liegt.

Der Vorstand des Vereins der Freunde des Christianeums möchte deshalb an dieser Stelle allen Mitgliedern herzlich danken, die durch eine z. T. sehr großzügige Spende dem Verein weiten finanziellen Spielraum ermöglicht haben.

Kassenbericht 1997

Einnahmen	91.696,19 DM
Ausgaben	117.275,51 DM
Defizit	25.579,32 DM

Kassenstand 1. 1. 97	58.877,47 DM
Defizit	25.579,32 DM
Kassenstand 31. 12. 97	33.298,15 DM

Auflistung der Ausgaben:

23.757,97 DM	VdF-Zeitschrift (3 Ausgaben)	1.563,32 DM	Schulleiterfonds
23.419,75 DM	Aulapodeste	1.552,50 DM	SV-Reise
7.108,66 DM	Musik	1.274,15 DM	ELS-Seminar
6.868,52 DM	Fehlüberweisungen	1.060,00 DM	Elternrat
6.182,46 DM	MIC-Stühle	517,21 DM	Feierlichkeiten
5.100,00 DM	St. Petersburg	508,40 DM	Versicherungen
4.537,16 DM	Humanistentag	482,40 DM	Kanu
4.336,16 DM	Verwaltung	469,92 DM	Arbeit & Technik
4.258,91 DM	Informatik	461,00 DM	Chin. Gastschüler
3.530,41 DM	Unterstufe	424,25 DM	Abipreise
3.429,94 DM	Kunst	264,65 DM	Kontogebühren
3.031,66 DM	Video	235,40 DM	Fotografie, Brunnen
2.679,35 DM	Michel-Kollekte	167,61 DM	Foto AG
2.654,29 DM	Bilderrahmen	90,00 DM	Lesewettbewerb
1.981,20 DM	Bücherei	40,00 DM	Vereinsbeitrag
1.904,51 DM	Physik	40,00 DM	Zeitschriften
1.740,00 DM	Schulausflug	117.275,51 DM	Gesamtausgaben
1.603,75 DM	Barausgaben		

Abschließend möchte ich noch einige Bitten äußern:

Bitte geben Sie bei Ihren Beitragszahlungen immer entweder Ihre Adresse oder Ihre Mitgliedsnummer (vierstellige Zahl oben rechts auf dem Adressaufkleber) an. Nur so kann ich die Beiträge richtig und schnell verbuchen.

Der Dezember ist neben dem Juni der Monat mit der größten Anzahl von Spenden. Außerdem muß ich Ende Dezember die Jahresabrechnung anfertigen, da die Rechnungsprüfer in der Regel im Januar die Kasse prüfen. Daneben bin ich aber auch noch von der Schule in besonderer Weise gefordert:

So fallen die zeitaufwendigen Vorbereitungen für die Halbjahreszeugnisse und die Ausarbeitung der Abituraufgaben ebenfalls in diese Zeit.

Deshalb kann ich u. U. nicht immer Spendenbescheinigungen für Spenden, die im Dezember eingegangen sind, so ausstellen, daß Sie sie schon für Ihre Einkommensteuererklärung im Januar verwenden können. Wenn Sie Ihre Spendenbescheinigung schon im Januar benötigen, wäre es deshalb günstiger, die entsprechenden Einzahlungen deutlich vor dem Dezember vorzunehmen.

Bitte achten Sie darauf, daß der Jahresbeitrag mit Wirkung vom 1. 1. 1998 auf 50,– DM erhöht wurde. Aus verwaltungstechnischen Gründen muß ich alle Beiträge für 1998 auf dem Zettel zum Stand der Beitragszahlungen, der diesem Heft beiliegt, als noch nicht bezahlt eintragen, wenn Sie nur den „alten" Beitrag von 30,– DM überwiesen haben.

Künstlernachweis

Die Zeichnungen dieses Heftes waren in der Kunstausstellung „Natur Welten" in der Zeit vom 24.–30. 10.1997 im Christianeum im Original zu sehen.

„Kaninchen" (Julia Liebscher, 9a) ..... S. 14
„Seltsames Vogelpaar" (Laura Liebscher und Inga Buschke, 5c) ..... S. 45
„Protokoll aus der empirischen Philosophie" (Anna Götz, VS) ..... S. 54

Photonachweis: S. 25, 28, 29, 36, 37 und 40 : H. Fölsch,
Luftaufnahme: STRABAG, S. 25 und S. 46: privat.

Die Redaktion sagt allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern an diesem Heft recht herzlichen Dank für Anregungen, Autorschaft und Unterstützung.

Hinweis

Im Schulsekretariat ist zum Preis von 7 DM ein Postkartenset erhältlich. Es enthält – stets in Farbe – fünf Außenaufnahmen des Christianeums (Ansichten von Osten, Süden und Südwesten, das Schulportal von 1721 sowie den Haupteingang) und zwei Innenaufnahmen (Aula und Sporthalle). Alle Aufnahmen stammen aus dem Jahre 1997; es gibt keine Überschneidungen mit den Abbildungen in diesem Heft.

Wenn Sie diese Karten auf dem Postwege beziehen möchten (nur gegen Vorkasse und zum Preis – incl. Porto und Verpackung – von DM 8,50 möglich), so vermerken Sie bitte auf dem Überweisungsträger unter „Verwendungszweck" Ihre genaue Anschrift und benutzen Sie das auf S. 2 angegebene Konto (Thorsten Zorn) des Vereins der Freunde. Die Bestellungen werden gesammelt; die Postkarten gehen Ihnen dann Anfang Juli zu.

CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS
IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER
53. JAHRGANG HEFT 2 HAMBURG NOVEMBER 1998

Inhalt

Senta-Regina Möller-Ernst † 3
Förderung von Begabung in Mathematik und Physik 5
Wer will den ersten Stein werfen? Lehrer am Christianeum im „Dritten Reich" 12
Feier zur Abiturientenentlassung 1998 20
Ansprache des Schulleiters Ulf Andersen 21
Ansprache der Abiturientin Henriette Kuhrt 26
Ansprache der Abiturienten Julius Berger, Hannes Bieger und Christopher Noodt 29
Ansprache des ehemaligen Abiturienten (1948) Prof. Dr. Christian Meier 33
Ansprache des ehemaligen Abiturienten (1988) Falk Petersdorf 38
Preisträger 36
Die Abiturientinnen und Abiturienten 1998 36
Kindheitsmuster international – ein Gruppenprojekt der 7a 42
Chronik vom 13. Mai bis 31. Oktober 1998 47
Dr. Gerhard Renn † 50
Klaus Grundt, Jürgen Bochow und Dietrich Gronwald im Ruhestand ... 52
Bericht vom 12. Rollstuhl-Basketballturnier 57
Der neue Stellvertreter: Stefan Prigge
Frühe Demokraten in Altona: zu Heinrich Würzer 60
Gekaufte Lehrer am Christianeum 62
Mitglieder des Elternrates, des Kreiselternrates, der Schulkonferenz; die Schulsprecher 63
Programm des Literarischen Cafés Dezember 1998 bis Juli 1999 64
Gerichtsurteil zum „Elbchaussee"-Plagiat 66
Musikalische Veranstaltungen 67
Künstlernachweis und Dank 67
Erinnerung an die Mitgliedsbeiträge 1999 67
Einladungen
zur Mitgliederversammlung des VdF 1999 68
zur Weihnachtsversammlung des VeC 1998 68

Redaktion: Ulf Andersen, Jörg Bartelt, Bernhard Meier (verantwortl. Redakteur), Martin Pokropp, Marita Rainsborough, Carl J. Vielhaben, Karin von Voithenberg.
(Redaktionsschluß: 31. 10. 1998)

Schulanschrift: Otto-Ernst-Str. 34, 22605 Hamburg
Telefon: 040/38 07 21 82 Fax: 040/82 01 89
Internet: http://www.hh.schule.de/christianeum/
E-mail-Adresse: christianeum@public.uni-hamburg.de

Bankverbindungen: siehe Seite 67

Herstellung: Hans Christians/Druckerei & Verlag, Hamburg, gedruckt auf 100 % chlorfrei gebleichten Faserstoffen Bilderdruckpapier 90 g/m²

Abgabe an die Mitglieder kostenlos

„Appelschnut“

19.08.1897 – 30.10.1998

„Wenn ich einmal sterbe, dann bestimmt nicht an Langeweile“, hatte sie immer wieder beteuert. Sie sollte recht behalten. Am Abend des 30. Oktobers ist Senta-Regina Möller-Ernst im ehemaligen Eßzimmer ihres Elternhauses, umsorgt und behütet von ihren Töchtern und Enkelkindern, sanft eingeschlafen. Trotz ihrer sichtlich verfallenden Kräfte in den zurückliegenden Wochen hatte sie sich bis zuletzt über jeden Besuch gefreut und an allem Anteil genommen. Noch an ihrem 101. Geburtstag am 19. August hatte sie, mittlerweile recht zerbrechlich geworden, die große Zahl der Gratulanten genossen, hatte entzückt dem Gedichtvortrag von Christina Walterspiel und Carl August Dumrath aus der Klasse 6a („Nis Randers“ und „Ein Freudentag“) gelauscht, noch einmal mit ihrem unwiderstehlichem Charme repräsentiert – ein munteres Bonmot hier, eine schlagfertige Bemerkung dort -, hatte sogar noch ein kleines Tänzchen gewagt und schließlich die Gesellschaft mit der Ankündigung verblüfft, nun wolle sie auch noch das Jahr 2000 erleben.

Es ist nicht mehr so gekommen, das Phänomen eines drei Jahrhunderte umfassenden Lebens wäre zu phantastisch gewesen. Und doch wird sie uns mit all ihren originellen Gedanken und Lebenserfahrungen auch in das neue Jahrtausend begleiten. Kontrastreich, ungewöhnlich, staunenswert ist ihr Leben ohnehin gewesen. Mit fünf Jahren zog sie als jüngstes Mitglied ihrer Familie in die turmbewehrte Gründerzeitvilla Nr. 17 in der Straße ein, die später den Namen ihres Vaters tragen sollte. Die schriftstellerischen Erfolge des früheren Volksschullehrers – selbst der Kaiser hatte sich bei der satirischen Komödie „Flachsmann als Erzieher" vor Begeisterung auf die Schenkel geschlagen – hatten diesen Umzug aus der behaglichen Enge des Eimsbüttler Quartiers in das neue Flottbeker Paradies möglich gemacht. Wenige Monate später entstand hier die unvergängliche, ewig junge und in viele Sprachen übersetzte Liebeserklärung eines schriftstellernden Vaters an sein Nesthäkchen, dem er den unübersetzbaren Kosenamen „Appelschnut" verpaßte. Die Mauern dieses Hauses in unserer unmittelbaren Nachbarschaft sollten 96 Jahre lang Freuden und Leid ihres wechselvollen, zeitweise sehr entbehrungsreichen Lebens einschließen.

Die besondere Liebe der gelernten Gärtnerin galt dem großen, verwunschenen Garten mit der riesigen, längst altersschwachen Birke an der Ecke. Man mußte unwillkürlich stehen bleiben und ihr zusehen, wenn die hochbetagte Hausherrin, in Hose und Pullover, sich kundig und liebevoll an ihre Rosen machte. An einem solchen Tag vor über 20 Jahren haben wir uns über den schmiedeeisernen Zaun kennengelernt. Daraus ist eine wunderbare Freundschaft geworden, in die sie, die Lehrerstochter und Mutter zweier Lehrerinnen, nur allzu bereitwillig das ganze Christianeum mit einschloß. Damals war es ihr, die unermüdlich und mit schmaler Börse zu Lesungen durch die Lande reiste, gerade gelungen, das literarische Werk ihres Vaters dem Vergessen zu entreißen und den Ernst-Kabel-Verlag für eine vorzügliche, prächtig illustrierte Neuausgabe zu gewinnen.

Sie wurde ein regelmäßiger Gast in „ihrem" Christianeum, manchmal zu Kostproben aus den Büchern Otto Ernsts in einen Klassenraum oder in die Aula geladen, viel häufiger aber unangekündigt, spontan. Sie hatte jedesmal viel zu erzählen und immer neue Fragen auf dem Herzen. Den Schülern war sie eine vertraute Erscheinung. Jeder wäre irritiert gewesen, wenn sie z. B. bei einem unserer Adventskonzerte gefehlt hätte. Ihren großen, klugen „Appelschnut"-Augen entging nichts, sie drückten ein fast kindliches Interesse an allem Neuen und Ungewöhnlichem aus. Junge Menschen fühlten sich von ihr ernst genommen. Angezogen von ihrem fröhlichen Gemüt und ihrem nie ermüdenden Schalk faßten sie ganz unbekümmert und doch respektvoll Zutrauen zu ihr und mochten sie. Keiner konnte sich dem Charme dieser alten Dame entziehen.

Unvergeßlich für alle, die einmal dabei sein konnten, waren die festlichen Leseabende alljährlich zur Adventszeit in der berühmten Jugendstilbibliothek des alten Hauses. Bei Kerzenschein und besinnlicher Musik, oft von Schülern des Christianeums gespielt, scharten sich stets gut 50 Liebhaber der Werke Otto Ernsts um seine standhafte Nachlaßhüterin. Und wenn sie dann dort in ihrem schmucken Abendkleid Platz genommen hatte und „Appelschnut" noch einmal ein unwiderstehliches „Hier ist ein Tüßchen für Dich" zwit-

scherte und sie die Gedichte, Erzählstücke und Briefe ihres vergötterten Vaters mit lebensvollen Anekdoten würzte, dann war der genius loci in allen Winkeln dieses einzigartigen Raumes wieder spürbar. Bis in die letzten Jahre hat Senta-Regina Möller-Ernst diese Tradition aufrechterhalten, zuletzt gemeinsam mit ihrer Tochter Lore Dobrick.

Im hohen Alter bekannte sie einmal in einem Brief: „Aber trotz allem, das Leben war doch auch sooo schön! Es gab neben Leid und Kummer, Gefahr und Angst doch so viel Glück, Freude, Schönheit und Frohsinn!" Hat ein Mensch nicht alles erreicht, wenn er sein Leben so abschließen kann?

In ihren Gedanken über den Tod zitiert sie u.a. ihren Vater: „Sterben ist der Anfang des großen Feiertages."

Möge es so sein.

Ulf Andersen

Förderung von Begabung in Mathematik und Physik

I. Begabung

Begabte gibt es, und sie haben ein „individuelles Recht auf die bestmögliche Förderung" ihrer „individuellen Fähigkeiten und Begabungen ...". Aber: „Die Not der adäquaten Förderung entsteht vielmehr aus der Schwierigkeit, den Unterricht auch für diese Kinder passend zu machen. Es gibt dafür – wie alle Erfahrung zeigt – keine einfachen Lösungen", so sagte die Senatorin 1997 anläßlich der Einweihung der „Beratungsstelle besondere Begabungen".

Das Schulgesetz fordert sogar in § 3 Abs. 3 eine Förderung und Forderung der Begabung bis zur vollen Entfaltung ihrer Leistungsfähigkeit.

Gerade in Mathematik und Physik gibt es unübersehbar Begabte. Aber: Woran zeigt sich diese Begabung? Welche Richtung hat „Forderung zur Entfaltung der Leistungsfähigkeit"? Ohne stark auf verschiedene Begabungstheorien einzugehen (siehe hierzu z. B. Birx, 1988, und darin besprochene Referenzen), glaube ich dennoch sagen zu können, daß Begabung, zumindest in den hier zu besprechenden Fächern, an fünf Bedingungsbereiche geknüpft ist und sich hierin auch zeigt. Diese Bedingungsbereiche sind:

1. Neugier	– Wahrnehmen und sich wundern
	– Angesprochen sein
2. Wille	– zur Anwendung und Ausweitung der eigenen Fähigkeiten
	– zur Akzeptanz der Herausforderung
	– zur „Lösung" des Problems
3. Kreativität	– Originalität beim Herangehen an das Problem
	– Elaboration beim Ausformulieren
	– Durchhaltevermögen (task commitment, perseverance)

4. Selbsteinschätzungsfähigkeit – gegenüber der entscheidenden Frage:
Wann ist mein Ergebnis richtig – und hinreichend gut?

Dazu kommt sicher noch die Möglichkeit, sich auf einem breiten
5. Wissensfundament
abstützen zu können:

„Mit der für Hochbegabte angeblich charakteristischen Fähigkeit zur Vereinfachung und Originalität behauptete einst Goethe, daß Genie Fleiß sei und verwirrt damit heute noch viele seiner Bewunderer, die eher vom Gegenteil überzeugt sind. Natürlich kann Goethe nicht gemeint haben, daß jeder Fleißige irgendwann geniale Leistungen erzielt; doch weist er mit seiner Sentenz in fast provozierender Form darauf hin, daß der Erwerb eines reichhaltigen Wissens- und Fertigkeitsrepertoires auch bei sehr guten allgemeinen Denkfähigkeiten die notwendige Voraussetzung zur Lösung inhaltlich anspruchsvoller Probleme ist." (Weinert & Waldmann, 1986, S. 115)

Typisch für die Situation von Begabten im Unterricht aber ist die Unterforderung, die sich irgendwann in Langeweile und Lustlosigkeit äußert – und schließlich auch dazu führen kann, daß sich das Talent eben nicht zur tatsächlichen Fähigkeit entwickelt.

Gegen diese Gefahr wird seit Jahrzehnten ein „binnendifferenzierter Unterricht" gefordert, der in einem Raum, in einer Lerngruppe, jeder Teillerngruppe Aufgaben anbietet, die ihrer jeweiligen Fähigkeit und ihrem Interesse entspricht und dennoch das Gemeinsame nicht aus dem Auge verliert. Der Sachverhalt allerdings, daß es so wenig „differenzierten Unterricht" gibt, scheint mir letztlich darauf hinzudeuten, daß dieses Modell doch wenig praktikabel ist – es scheint im Schnitt praktisch unmöglich zu sein, Stunden (oder Unterrichtssequenzen) differenziert zu planen und sie gerade über die Unwägbarkeiten der Realisierung hinweg für alle Teillerngruppen zu einem Erfolg zu führen.

Eine andere Alternative wäre, Begabte streckenweise aus dem normalen Unterrichtsgeschehen herauszunehmen und sie mit anderen, anspruchsvolleren Aufgaben zu beschäftigen. Dieser Weg ist manchmal sicher sinnvoll. Er kann aber nur in extremen Ausnahmefällen die Lösung des Problems sein, weil er die Lerngruppe in zwei Teile teilt, deren Kommunikation in der Unterrichtssituation kaum wiederherzustellen ist.

Die neuere Didaktik fordert, bekannterweise auch unter Interpretation der wenig schmeichelhaften Ergebnisse der Deutschen in der TIMMS III-Studie, eine Wendung von der kleinschrittigen Lehrweise hin zur Arbeit mit offenen und umfangreicheren Problemstellungen, die viele Ansatzwege ermöglichen und an denen man auch verstärkt an Irrtümern lernen kann. Ein Beispiel?

In der Tagesschau am 19. August 98 gab es folgende Nachricht:
„Die Zahl der Sozialhilfeempfänger ist im letzten Jahr um 7,1 % auf 2 920 000 Menschen gestiegen. Dabei lag die Steigerung in den alten Bundesländern bei 4,9 %, in den neuen bei 24 %."

Wenn man von diesen Zahlen ausgeht – stimmt es, daß der *Anteil* der Sozialhilfeempfänger in den neuen Bundesländern höher ist als in den alten?

Ob allerdings diese geforderte „neue Unterrichtskultur" eine Förderung der Begabten leisten kann, ist bisher nicht klar. Plausibel scheint allerdings, daß Begabte an solchen komplexeren Fragen und an einem verbreiterten Anteil von Eigenarbeit mehr Gefallen finden könnten als an vielen herkömmlichen Unterrichtsstunden.

Dennoch, ich glaube, ein wesentlicher Teil der spezifischen Förderung Begabter muß auch weiterhin neben der normalen Unterrichtszeit geleistet werden, in Arbeitsgemeinschaften und in Wettbewerben.

II. Förderung in Mathematik

In Hamburg gibt es ein vergleichsweise breites Angebot von nebenunterrichtlicher und außerunterrichtlicher Förderung in Mathematik. (Ausführliche Informationen und links im Internet unter
www.hh-schule.de/ifl/mathematik)

Ich möchte hier anführen :

1. **Förderung durch die William-Stern-Gesellschaft**
   Hervorgegangen aus einem interdisziplinären universitären Forschungsprojekt, gibt es seit 1983 ein spezielles Förderungsprogramm für jährlich ca. 40 „besonders motivierte Schülerinnen und Schüler". Die Teilnahmemöglichkeit ergibt sich durch ein erfolgreiches Abschneiden bei einem Test gegen Ende der 6. Klassenstufe. Die Förderung besteht darin, daß sich die Gruppen gut zwanzigmal im Jahr am Sonnabendvormittag treffen, um gemeinsam an offenen und umfangreichen Problemen zu arbeiten. Der wesentliche Erfolg des Tuns ist dabei, die Probleme jeweils zu strukturieren, an ihnen die Mathematik zu finden und sie dann so weit zu lösen, bis die Fragen, die sich bei der Strukturierung stellten, zufriedenstellend gelöst sind.
   Dieses Förderungsprogramm läuft jeweils über drei Jahre, und die Erfahrung zeigt, daß mindestens die Hälfte aller Kinder, die einmal angefangen haben, nach drei Jahren als Jugendliche immer noch dabei sind.

2. **Schülerzirkel Mathematik**
   Eine auch bundesweit sehr anerkannte Hamburger Förderung in Mathematik ist der Schülerzirkel Mathematik des Amtes für Schule:
   Jeden Monat erhalten die Schulen das „Problem des Monats", das Interessierte für sich (oder sonst informell an ihrer Schule) lösen können – oder aber bei einem der Treffen des Schülerzirkels (vierzehntäglich, an sechs Stellen in Hamburg) mit anderen diskutieren, lösen und ausweiten.
   Der Schülerzirkel kennt keine Altersbeschränkung nach unten, allerdings sind die meisten Problemstellungen für Schülerinnen und Schüler unterhalb der 7. Klassenstufe eher schwer lösbar.

Die Probleme sind sehr ansprechend, herausfordernd und offen genug, um an ihnen zu entdecken und auch weiterzudenken. Zwei Beispiele mögen dies zeigen; es handelt sich
um ein geometrisches Problem (April 1990)

Gegeben sind ein Dreieck und ein Punkt P außerhalb des Dreiecks. Wie kann man eine Gerade durch P konstruieren, die die Dreiecksfläche halbiert?

und ein zahlentheoretisches Problem (September 1987)

Eine Erbschaft besteht aus 20 Goldstücken, deren einzelne Gewichte ganzzahlig sind. Das Gesamtgewicht beträgt 40, und das schwerste Goldstück ist nicht schwerer als alle anderen zusammen. Läßt sich eine solche Erbschaft stets in zwei gleich schwere Teile zerlegen?

Alle bisher veröffentlichten Probleme liegen mit ausführlichen Lösungen vor, man kann an ihnen üben und sich an ihren Fragen und Lösungen sowie den überraschenden Erweiterungen erfreuen.

Diese beiden Förderwege zeichnen sich dadurch aus, daß sie weitgehend Ergebnis-offen sind und im hohen Maße das entdeckende Tun fördern. Sie bieten weiterhin den Vorteil (oder auch den Nachteil), daß die Teilnahme von Woche zu Woche bzw. von Monat zu Monat neu entschieden werden kann. Als Nachteil muß allerdings angeführt werden, daß eine Systematisierung des Erarbeiteten häufig nicht geleistet werden kann (und soll).

3. Wettbewerbe

Wettbewerbe auf der anderen Seite bieten die Möglichkeit, sich mit mathematischen Problemen in einem „sportlichen" Rahmen, nach Regeln, zu beschäftigen. Alle Wettbewerbsaufgaben sind anspruchsvoll, aber lösbar (und damit notwendig weniger offen gestellt); sie fordern mathematische Fähigkeiten, das Wissen und die Problemlöse-Kreativität heraus. Erfolgreiche Teilnahme an Wettbewerben bedarf wie überall der Übung, bietet andererseits die Genugtuung, bei sozusagen „anerkannt schwierigen Aufgaben" die Lösungen gefunden zu haben. (Den Gewinnaspekt sollte man hier nicht in den Vordergrund stellen.)

In Deutschland gibt es zwei große mathematische Wettbewerbe, den Bundeswettbewerb Mathematik und die Mathematik-Olympiade. Beide möchte ich kurz vorstellen.

3.1 Der Bundeswettbewerb Mathematik (BWM)

Den BWM gibt es seit 1970; dieser Wettbewerb hat damit in den alten Bundesländern die längste Tradition. Er geht jedes Jahr über drei Runden mit steigendem Schwierigkeitsgrad. In den ersten beiden Runden gilt es, jeweils vier Aufgaben zu lösen. Dazu hat man jeweils etwa zwei Monate Zeit. Die dritte Runde – für die etwa 60 Besten – besteht in einem mathematischen (Prüfungs-)Kolloquium.

Wesentlich ist: Der BWM kennt keine Trennung zwischen verschiedenen Altersstufen; alle Teilnehmer versuchen sich an denselben Aufgaben.

(Das hat natürlich zur Folge, daß es wenig Einsendungen von Schülerinnen und Schülern unterhalb der 8. Klasse gibt; um wirklich großen Erfolg zu haben, ist meist ein mehrjähriger Anlauf nötig.)

Den Stil und den Anspruch des BWM möchte ich mit zwei (textlich leicht veränderten) Aufgaben aus jeweils der ersten Runde zeigen:

BWM 93

Wenn immer man elf reelle Zahlen hat, kann man sicher sein, daß zwei von ihnen unendlich viele Ziffern in ihrer Dezimaldarstellung gemeinsam haben.

BWM 98

Man beweise: Für jede natürliche Zahl n ist die Zahl $n + \lfloor(\sqrt{2} + 1)^n\rfloor$ ungerade.

In der gesamten Bundesrepublik nehmen im Schnitt etwa 2000 Schülerinnen und Schüler an der 1. Runde teil. Am Ende der 3. Runde wird etwa ein Dutzend zu Bundessiegern. Vom Christianeum kommen Jahr für Jahr regelmäßig einige Einsendungen – und auch drei Bundessieger kamen von unserer Schule.

Informationen zum BWM (und zu den anderen Aktivitäten des Trägers, des Vereins Bildung und Begabung e. V.) findet man im Internet unter **www.bubev.de**

3.2 Die Mathematik-Olympiade (MO)

Diesen Wettbewerb gibt es jetzt im 38. Jahr. Ursprünglich ein Wettbewerb der DDR, hat er seit etlichen Jahren in allen Bundesländern Anklang gefunden, so daß sich seit 1996 bei der Endrunde Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus allen sechzehn Bundesländern treffen. Hamburg nimmt an der MO seit 1991 teil, das Engagement für diesen Wettbewerb ist in unserer Stadt besonders groß: 1996 haben wir die Bundesrunde ausgerichtet, und die MO ist inzwischen mit über 1000 Teilnehmern der zweitgrößte Schul-Wettbewerb in Hamburg.

Die MO hat vier Stufen (1. Schul-Hausaufgabenrunde, 2. Schul-Klausurenrunde, 3. Landesrunde – die in Hamburg schon traditionell am Christianeum ausgetragen wird – und dann 4. die Bundesrunde, nächstes Jahr in Rostock). Von Stufe zu Stufe wächst naturgemäß der Anspruch der Aufgaben; im Unterschied zum BWM aber bekommen hier die verschiedenen Klassenstufen jeweils Aufgaben verschiedenen mathematischen Inhaltsniveaus, so daß auch die „Kleinen" aus der 5. und 6. Klasse mit für sie passenden Aufgabenreihen angesprochen werden und bis zur Landesrunde erfolgreich sein können. (Ab der 7. Klasse kann man dann bei der Bundesrunde Bundessieger werden.)

Diese Differenzierung kann man an den beiden Beispielsaufgaben sehen; die erste war letztes Jahr für die 6. Klasse in der Landesrunde gestellt:

Der große italienische Mathematiker und Physiker Galileo Galilei (1564–1642) wurde gefragt, welche Augensumme beim Würfeln mit drei Würfeln häufiger auftreten muß, die Augensumme 9 oder die Augensumme 10.

Denke Dir drei voneinander unterscheidbare Würfel (z. B. einen roten, einen grünen und einen blauen) und überlege Dir, wie viele Möglichkeiten es für das Auftreten der Augensumme 10 und für das Auftreten der Augensumme 9 gibt.

Welches zusammenfassende Urteil hätte aufgrund Deines Ergebnisses Galilei geben können?

Die zweite stammt von 1996 aus der 1. Runde, ist allerdings für die Oberstufe gedacht:

Man beweise, daß für jedes rechtwinklige Dreieck gilt:

(Umfang : Hypotenusenlänge) – (Inkreisradius : Umkreisradius) = 2

Aufgaben und alle Informationen zur Mathematik-Olympiade findet man im Internet bei
www.math.uni-rostock.de/mo

Von Anfang an stellte das Christianeum viele und erfolgreiche Teilnehmerinnen und Teilnehmer an der MO; seit 1991 waren Christianeer bei der Bundesrunde immer unter den Preisträgern. Auch in diesem Jahr war der Zuspruch zur 1. Runde sehr erfreulich.

Ich glaube, es gibt in Hamburg genügend Material in Form von Aufgaben und Problemstellungen. Es gibt auch genügend Institutionen, an und mit denen man Förderung treiben kann. Was allerdings manchmal noch fehlt, ist der Mut auf allen Seiten – bei Schülerinnen und Schülern, bei den Lehrkräften, bei den Schulen –, sich auf diese Herausforderungen einzulassen.

III. Und was läuft in Physik?

Zunächst einmal: Physikalische Begabung scheint sich komplexer zu manifestieren als z. B. mathematische Begabung. Es kommt zumindest noch ein spezielles Angesprochensein durch die Welt hinzu, das sich weniger selbstverständlich aus sich heraus entwickelt, sondern mehr der Erfahrung bedarf. Deswegen äußert sich eine spezifische physikalische Begabung im allgemeinen später im Leben.

Eine institutionalisierte Förderung in Physik ist leider nicht so vielfältig und so ausgebaut wie in Mathematik. Das hat – neben der Begabungsfrage – verschiedene Gründe. Zum einen scheint Physik im öffentlichen und bildungsöffentlichen Bewußtsein weniger wichtig zu sein als Mathematik; auch von Schülerseite wird der Wunsch nach Physik-Förderung deutlich seltener geäußert. Schließlich braucht man zum Experimentieren und Messen eine gute Ausrüstung und feste Zeiten.

Dennoch – auch in Physik tut sich etwas.

Für jede Mittelstufen-AG findet man sehr spannende Probleme mit experimentellem und auch theoretischem Anspruch entweder in der Reihe Physik-Plus aus Schleswig-Holstein oder bei den Physik-Problemen des Monats, die im Internet unter
www.mathematik.uni-ulm.de/phbf/pdm
oder unter
www.hh-schule.de/ifl/mathematik/wettbewerbe.htm zu finden sind.

Und auch in Physik gibt es zwei Wettbewerbe:

1. **Physik-Wettbewerb Sekundarstufe I**
   Dieser Wettbewerb geht jetzt in seine fünfte Saison. Er ist ausgeschrieben bis zur 10. Klasse und besteht aus zwei Runden zu je drei Problemen, von denen jeweils mindestens eines ein Experiment fordert. Auch hier möchte ich zwei Beispiele angeben :

   2. Runde 97, 3. Aufgabe: *Dünn und dick*
   An einem sehr kalten Montag im Januar sehen Jan und Julie, daß ihr Dorfteich zuzufrieren beginnt. „Da können wir ja bald Eislaufen gehen!" ruft Jan. Am nächsten Tag messen sie eine Eisdicke von 3 cm. Julie sagt: „Die Feuerwehr hat schon gewarnt. Das Eis trägt erst sicher ab 15 cm Dicke." Beide verabreden sich zum Eislaufen für den kommenden Samstag. Wird das Eis sicher tragen, wenn sich das Wetter nicht verändert? Begründe Dein Gutachten.

   2. Runde 98, 3. Aufgabe: *Der Zimmergeysir*
   Ein unerwarteter Effekt:
   - Halte eine Pipette, die Zimmertemperatur hat, in heißes Wasser, so daß sie sich teilweise füllt.
   - Verschließe sie mit dem Daumen und drehe sie schnell um.

   Wasser wird ausspritzen. Warum?
   Bestimme im Versuch die Spritzhöhe in Abhängigkeit von der Wassertemperatur, beschreibe den Ablauf des Experiments und erläutere Deine Resultate.

   Im letzten Jahr gab es bundesweit etwa 250 Einsendungen zur 2. Runde.

2. **Die Internationale Physik-Olympiade**
   Dieser Wettbewerb ist letztlich ein Auswahlwettbewerb für die internationale Veranstaltung und wendet sich vornehmlich an Oberstufen-Schülerinnen und -Schüler. Er ist ähnlich aufgebaut wie der BWM. Seine Aufgaben haben schon in der 1. Runde einen hohen Anspruch, so daß im Schnitt bundesweit kaum 200 Teilnehmer an der 2. Runde verzeichnet werden können.

Auch wenn in Physik gegenüber Mathematik noch Nachholbedarf besteht: Gerade in diesem Fach möchte ich allen am Unternehmen Schule Beteiligten Mut machen, Interesse, Fähigkeit und Begabung durch Arbeitsgemeinschaften und Öffnung zum ernsthaften Experimentieren zu fördern.

Zitiert wurden:

Birx, E. (1988), *Mathematik und Begabung* (Hamburg: Verlag Dr. Krämer)

Weinert, F. E., und Waldmann, M. R. (1986), *Das Denken Hochbegabter: Intellektuelle Fähigkeiten und kognitive Prozesse,* in: *Hochbegabung, Gesellschaft, Schule* (Bonn: BmBW, Schriftenreihe 35)

Dr. Klaus Henning

Wer will den ersten Stein werfen?

Lehrer im politischen Spannungsfeld des „Dritten Reiches"

Die Beurteilung der seinerzeitigen Möglichkeiten einer Opposition gegen nationalsozialistischen Einfluß aus späterer Sicht beruht inzwischen weitgehend auf papierenen Unterlagen; sie scheint damit Anspruch auf wissenschaftliche Fundierung zu besitzen; es fehlt ihr aber in den meisten Fällen am persönlichen Erlebnisgehalt der damaligen Zeit aus der Einbindung in die reale gesellschaftliche Ordnung und an der Einfühlung in die mehrfachen Erschütterungen des Wertebewußtseins, denen die damalige Generation ausgesetzt war: die Beteiligung vieler Menschen am nur 15–20 Jahre zurückliegenden Ersten Weltkrieg, der Umbruch zur Weimarer Republik und schließlich das vom Nationalsozialismus mit Absolutheitsanspruch eingefilterte veränderte Weltbild. Es fehlt vor allem an der Berücksichtigung der damaligen sozialen Situation, in der es keinen durch Gerichte gewährleisteten Schutz der Information und Meinungsäußerung gab. Vor allem bei Lehrern, deren Aufgabe es war, Werte zu vermitteln, führte dies zur Unsicherheit oder zur geistigen Verkrampfung.

Die Lehrerschaft am Christianeum stand in keiner Weise einheitlich hinter dem Nationalsozialismus. Die Einstellung zur politischen Richtung war – im nachhinein aufbereitet – vielfältig. Dem aufmerksamen Schüler vermittelte sich das schillernde Bild bereits bald nach der Aufnahme ins Christianeum (1937) durch kleine Auffälligkeiten, die gelegentlich noch der Erläuterung durch die Eltern bedurften. Vorherrschend erschien die Haltung der Lehrer – bedingt durch ihren preußischen Beamtenstatus und vielfach durch die mehrjährige Beteiligung als Soldat am Ersten Weltkrieg und dort „fürs Vaterland" erlittene Verwundungen – als unbedingte Treue zum Staat, gleich welchen Regimes. Man ging „mit der Zeit" und hielt Kritik an der Regierung für Häresie, zumindest für eine Undankbarkeit. Ein geringerer Teil der Lehrer (Lehrerinnen gab es am Christianeum der damaligen Zeit nicht) hatte sich dem Nationalsozialismus aktiv verschrieben und sah sein Ziel darin, dessen Gedankengut unter den Schülern (auch unter Kollegen?) zu verbreiten. Ein ebenfalls geringer Teil, der sich vor allem unter den humanistischen Lehrern fand, schien mit dem Nationalsozialismus nicht einverstanden zu sein und befand sich daher in ständiger realer oder zumindest gefürchteter Konfliktsituation zwischen innerer Überzeugung einerseits und dem Lehrplan sowie dem Gros der Lehrerschaft andererseits. Die Äußerung von Kritik war diesen Lehrern nicht nur offiziell untersagt, sondern stand auch unter der Gefahr des Berufsverbots und des Freiheitsentzugs. Auf Schritt und Tritt waren diese Lehrer in der Schule von Menschen umgeben, von denen sie nicht wußten, ob von ihnen eine Äußerung akzeptiert, geduldet oder an politische Stellen weitergeleitet werden würde. Angst und Vereinsamung waren selbstverständliche Teile ihres Lebensgefühls. Aber nicht nur die Kollegen waren untereinander vom gegenseitigen Mißtrauen erfüllt, sondern auch die Klassen waren mit nationalsozialistisch erzogenen oder überzeugten Schülern durchsetzt, vor deren Denunziation man nicht sicher war, so daß ein Lehrer auch

vor Schülern kein Wort freier Überzeugung oppositionellen Inhalts riskieren konnte. Ein Schüler meiner Klasse wandte sich eines Tages an einen Klassenkameraden, dessen gelegentliche Bemerkungen ihn als oppositionell erkennen ließen. Er warnte ihn vor politischen Äußerungen mit dem Hinweis, mit der Überwachung des Klassenkameraden beauftragt worden zu sein. Der zu überwachende Klassenkamerad wurde eines Tages zum Schulrat Sass („vorne SA, hinten SS") ins Direktorzimmer zum Verhör geholt, wo sich über ihn ein bereits respektables Aktenbündel befand, dem der Schulrat seine Informationen zum Verhör entnahm. Die Intensität dieser Überwachung läßt keinen Zweifel daran, daß gleichartige Überwachungsakten über alle Lehrer geführt wurden. Deutlich wurde dies durch die bald folgende gleichzeitige Entlassung des Direktors Dr. Lau und der Studienräte Dr. Gabe und Wendling.

Manche nicht nationalsozialistischen Lehrer – so wie Dr. Lau, Studienräte Dr. Stadel und Wendling und Studienassessor Will – zogen sich den Schülern gegenüber in ein unpolitisches, streng sachliches Konzept zurück, das sie über lange Zeit zu halten bemüht waren. Politische Äußerungen fielen weder in bezug auf die Gegenwart noch auf die dazu reichlich Gelegenheit bietende Geschichte der Griechen und Römer. Der aufmerksame Beobachter vermochte jedoch gelegentlich die politische Einstellung eines solchen Lehrers zu erkennen. So brachte Studienrat Dr. Stadel seinen Unwillen, sich der nationalsozialistischen Gleichschaltung unterzuordnen, durch betonte Formvollendung zum Ausdruck. In einer Massenversammlung zur Wehrerfassung mit „Stadel Otto" aufgerufen, reagierte er zunächst nicht; wiederholt aufgerufen, rief er über die Köpfe der Versammlung hinweg: „Wenn Sie meinen Sohn meinen, so ist dieser wohl noch zu klein für Ihr Vorhaben, sollten Sie aber Herrn Doktor Otto Stadel meinen, so bin ich es." Eines Tages betrat Dr. Stadel die Klasse zum Physikunterricht mit der Ankündigung, er sei beauftragt worden, für den Lehrerberuf zu werben. Ohne Übergang folgte die Aussage, seine Entscheidung, Lehrer zu werden, sei die größte Dummheit seines Lebens gewesen. Da er ein vorzüglicher, breit gebildeter und beliebter Lehrer war, gründete dies keinesfalls auf Zweifeln an seiner didaktischen Begabung, sondern offensichtlich auf den ihm politisch aufgezwungenen Umständen seines beruflichen Umfeldes. Auch andere Lehrer litten unter der ihnen durch die Umstände aufgezwungenen Einsamkeit, wobei sie ihre Beherrschung nicht immer meistern konnten und Zeichen ihrer oppositionellen Einstellung Raum gaben.

Aus der Furcht vor dem Nationalsozialismus entwickelte sich bei Erwachsenen wie auch bei Kindern oppositioneller Erziehung ein Gespür dafür, mit wem man es riskieren konnte, offen zu sprechen und mit wem dies Gefahren heraufbeschwören könnte. Dies muß auch unter den oppositionellen Lehrern der Fall gewesen sein. Mancher dieser Lehrer entwickelte auch ein Gespür dafür, mit welchem einzelnen Schüler oder dessen Eltern er sich etwas offener aussprechen konnte. Auch hiervon machten einzelne Lehrer Gebrauch, um sich gelegentlich aus ihrer Einsamkeit zu begeben. Der „deutsche Blick", das Herumschauen, bevor man seinen Mund aufmachte, war in solchen Situationen eine existentielle Notwendigkeit für Lehrer wie für oppositionelle Schüler.

Bei unserer Aufnahme 1937 wurde uns im humanistischen Zweig der Schule als Klassenlehrer Heinz Schröder (Schröder I) zugeteilt. Dieser erschien jedoch im ersten Halbjahr nicht, weil er sich – wie sich herumgesprochen hatte – ein Magenleiden zugezogen hatte (vertreten wurden wir von dem vielseitig gebildeten, seinerzeit aber äußerst strengen Studienassessor Ludwig Will). Ein Schüler unserer Klasse, der in Blankenese in der Nachbarschaft von „Schröder I" wohnte, besuchte dessen Wohnung gelegentlich, weil sein Sohn Mitglied unserer Klasse war. Er berichtete mir am nächsten Tag (1939) davon, daß er in dessen Wohnung eine merkwürdige Flagge gesehen habe, die ihm völlig unbekannt sei: schwarz, rot und gelb. Da auch ich von einer solchen Flagge noch nie etwas gehört hatte, erzählte ich dies zu Hause meinem Vater. Er schützte Unwissenheit vor, um mich – wie ich später erfuhr – nicht in Versuchung zu führen, das Wort „Demokratie" im Zusammenhang mit dem Lehrer Schröder in der Schule zu gebrauchen. Mein Vater gehörte ebenfalls zur Opposition und schätzte Schröder I sehr.

Als Schröder I seinen Unterricht in unserer Klasse wiederaufnahm, mußte er sich – wie alle Lehrer – dem Zwang unterwerfen, die Klasse mit dem Hitlergruß zu begrüßen. Dies war ihm so zuwider, daß er eine eigene Form dieses Grußes entwickelte, indem er nämlich bereits in der Hosentasche den Mittelfinger seiner rechten Hand durch einen Schlüsselring schob, um die Hand mitsamt dem Schlüsselbund aus der Tasche zu ziehen und bei angewinkeltem Arm zu strecken, dabei das Wort „Heil" aussprechend, während das unbetonte Wort „Hitler" im Geklapper des wieder zur Hosentasche geführten Schlüsselbundes unterging. Die Betonung dieser Geste legte er auf die Abwärtsbewegung, mit der er das Kommando signalisierte, sich zu setzen.

Meisterlich beschritt Schröder den schmalen Grat zwischen scheinbarer Linientreue und inhaltlicher Kritik, indem er uns in Quinta einen lateinischen Brief an den Führer erarbeiten ließ, der die dringende Bitte enthielt, entgegen der pädagogischen NS-Tendenz doch das humanistische Gymnasium zu erhalten.

Schröder I hatte, obgleich im wesentlichen für den Latein- und Deutschunterricht eingesetzt, eine faszinierende Art, Geschichte zu lehren und zu interpretieren. Nachdem die Schulverwaltung ihn erstaunlicherweise aus dem Unterricht nicht entfernte, erhielt er während des Krieges den Auftrag des Direktors Dittmer, wöchentlich die gesamte Schülerschaft in der Aula zu versammeln, um den militärischen Lagebericht zu erstatten. Dieser zeichnete sich durch Informationen aus, die über diejenigen der offiziellen Verlautbarungen hinausgingen. Obgleich neutral dargeboten, vermittelten seine Ausführungen jedem halbwegs aufmerksamen Schüler den Eindruck, wohin die Entwicklung des Krieges lief. Dies war ein außerordentlich geschicktes Verhalten dieses geistreichen Mannes, mit dem er der Wahrheit unauffällig zum Durchbruch zu verhelfen suchte. Sehr wahrscheinlich versuchte Direktor Dittmer – Nachfolger von Dr. Lau – mit seinem Auftrag, Herrn Schröder eine politische Falle zu stellen. Nachdem dies mißlang, erhielt Studienrat Elsner – ebenfalls ein durchdrungener Demokrat – den gleichen Auftrag, wohl mit demselben Hintergedanken.

Begründete Angst legte sich auf Schröder I und seine Familie, nachdem sein Sohn – im gleichen Sinne erzogen – wegen Abhörens eines englischen Senders

vor eine Gestapo-Dienststelle zur Vernehmung geladen wurde. Sein Vater wurde währenddessen aus der Schule dorthin zitiert, um im Wege der Gegenüberstellung Widersprüche in den Aussagen zutage zu fördern. Es bestand die ernste Sorge, daß der Sohn seiner Freiheit beraubt werden würde. Glücklicherweise ging die Gestapo nicht so weit; sein Sohn hatte sich einsichtsvoll, naiv und demütig dargestellt. Schröder I war – nach späterer Bekundung seines Sohnes – darüber so erleichtert, daß er diesem spontan ein Fünfmarkstück schenkte (damals viel Geld).

Zu gelegentlich aggressiveren Ausbrüchen ließ sich Studienrat Dr. Gabe hinreißen. Bei der Rückgabe einer zensierten Hausarbeit gab er jedem Schüler eine begleitende Bemerkung, die die Arbeit und die Zensur betraf. Zuletzt bei einem Schüler angekommen, der ein namhafter Hitlerjugend-Führer war, erklärte er mit erkennbarer Ironie, daß die Zensierung seiner Arbeit keinen Zweck habe; er sehe ja ein, daß dieser Führer stets HJ-Dienst habe und sich daher der schulischen Bildung nicht hinreichend widmen könne. Es nahm nicht wunder, daß Dr. Gabe zusammen mit Direktor Dr. Lau und Studienrat Wendling im Sommer 1942 der Schule verwiesen wurde (er wurde zum Wachmann in einem Lagerschuppen am besonders bombengefährdeten Hafen bestimmt).

Die Schwester eines Klassenkameraden aus oppositioneller Familie berichtete aus der nahe gelegenen Mädchenschule das folgende: Die Lateinlehrerin, die als oppositionell bekannt war, pflegte die Klasse pflichtgemäß mit „Heil Hitler“ zu begrüßen. Die genannte Schülerin erwiderte den Gruß mit der frechen Bemerkung „Heilen Sie ihn doch!“. Diese Antwort hätte die Lehrerin bei ihrer bekannten Einstellung nicht weiter getroffen, wenn sich nicht die sogenannte Schulführerin – eine Schülerin als Aufsicht der Partei über die Schülerinnen einer Schule – in der Klasse befunden hätte. Die Lehrerin sah sich somit zu einem offiziellen Tadel genötigt, indem sie der Schülerin anderthalb Minuspunkte verschrieb. Sie ging nach der Stunde zur Schulführerin, um mit dieser zu besprechen, daß weitere Maßnahmen angesichts dessen sicherlich nicht erforderlich seien, daß die freche Schülerin noch viel zu unentwickelt und naiv sei, um mit ihrer Bemerkung ernstgenommen zu werden. Angesichts der hohen Intelligenz dieser Schülerin und der bekannten Einstellung ihres Elternhauses war dies ein geradezu verzweifelter Versuch, Schlimmeres zu verhindern. Der Vater dieser Schülerin (und meines Klassenkameraden) war es, der den Mut aufbrachte, im Christianeumsheft vom August 1942 „Laudatio“ und „Dank“ für den aus politischen Gründen soeben entehrend von der Schule verstoßenen Direktor Dr. Lau zu veröffentlichen. Es war dies das letzte Christianeumsheft, das unter der Schriftleitung des erwähnten Dr. Gabe erschien.

In Lebensgefahr brachte sich ein junger Lehrer (Assessor?) für Kunsterziehung. Er sprach einen Klassenkameraden an, der als einziger unserer Klasse ein ausgesprochenes Kunstinteresse besaß, um ihm ganz persönlich ein Bild von Otto Dix zu zeigen, das mit der bekannten Präzision des Künstlers verstümmelte Tote auf einem Schlachtfeld des Ersten Weltkriegs darstellte. Der Lehrer bemerkte dazu: „Das ist die Wahrheit! Sieh' zu, daß Du Deine Knochen heil durch den Krieg bekommst!“ Dies galt als „Wehrkraftzersetzung“, die mit der Todesstrafe bedroht war.

Eine gefährliche Falle stellte ein Schüler meiner Klasse dem Studienrat Hamfeldt, als dieser in einem mir nicht mehr erinnerlichen Zusammenhang des Unterrichts beiläufig die Nationalsozialisten erwähnte. Wir alle kannten seine dem System abgeneigte, wenn auch beherrschte Einstellung. Der Schüler – sich des Besitzes eines Hitlerjugend-Dienstgrades bewußt – provozierte den Lehrer mit gespielter Naivität: „Aber die Nazis sind doch böse Leute!" Herrn Hamfeldt verschlug es die Sprache – auch wir Schüler erstarrten angesichts dieser unerhörten Aussage und der peinlichen Situation, in der sich der Lehrer jetzt befand. Es hätte nun nahegelegen, daß Herr Hamfeldt zu seiner persönlichen Deckung dieser Behauptung in schärfster Form widersprach. Nicht so dieser unbestechliche Lehrer. Leichenblaß wies er die Aussage des Schülers mit den Worten zurück – jedes Wort gepreßt betonend: „Das dürfen Sie aber nicht sagen." Hiermit hatte er die reine Wahrheit ausgesprochen, ohne zum Inhalt des provozierenden Satzes Stellung zu nehmen.

Eine recht problematische Figur bot Studienrat Thomas Schindler (Deutsch und Englisch). Er trug das Parteiabzeichen an seinem Anzug, und wir wußten, daß er Mitglied der SA war, ohne daß sein Unterrichtsgebaren in irgendeiner Weise nationalsozialistisches Gesinnungsgut zum Ausdruck brachte. Letzteres veranlaßte uns, ihn (ursprünglich wohl irrend) politisch für harmlos zu halten. Ein Beginn seiner Abkehr vom Nationalsozialismus zeigte sich, als er den Englischunterricht mit der Grußformel „Good morning, boys" einleitete. Direktor Dittmer, der als strenger Nationalsozialist Herrn Dr. Lau als Schulleiter folgte, stellte ihn deswegen zur Rede. Schindler: „Im Englischunterricht spreche ich nur englisch; dort gibt es kein Heil Hitler."

Eines Tages erschien er (von der Beerdigung eines SA-Kameraden kommend) in unserer Klasse überraschend in gelber SA-Uniform, was von der ganzen Klasse in jugendlicher Frechheit mit brüllendem Gelächter zur Kenntnis genommen wurde. Schindler mag die Ahnung gehabt haben, daß sich das Gelächter nicht so sehr auf eine Verachtung der Uniform als vielmehr auf die Unglaubwürdigkeit seines Auftretens bezog, da er – vorsichtig erkennbar – inzwischen Distanz zum Nationalsozialismus bezogen hatte. Gleichwohl stand er vor der peinlichen Situation, daß mindestens 20 Schüler Zeuge der Diskreditierung einer nationalsozialistischen Uniform waren.

Eine mögliche Reaktion wäre die gewesen, zum Direktor zu gehen und die ganze Klasse politisch zu denunzieren. Schindler aber suchte den Ausweg aus der Peinlichkeit der Situation durch den gepreßten Ausruf „Aber meine Herren, ich bitte Sie!". Weiter geschah nichts. Wir erkannten die Zwangssituation, in der sich dieser Mann durch seine Einbindung in eine nationalsozialistische Organisation befand, ohne die Möglichkeit zu haben, seine gewandelte Gesinnung durch offizielle Lösung von Partei und SA zum Ausdruck bringen zu können. Dies hätte ihn sofort seinen Beruf als Lehrer gekostet und möglicherweise die Einweisung in ein Konzentrationslager verursacht. Schindler hatte sich durch die äußeren Anzeichen des Nationalsozialismus den Kontakt mit der oppositionellen Lehrerschaft verbaut; seine wirkliche Gesinnung konnte er gegenüber den überzeugten oder auch nur mitlaufenden Lehrern nicht offenbaren. Er war möglicherweise der einsamste Lehrer. Seine Einsamkeit mag Herrn Schindler auch veranlaßt haben, daß er sich für ein politisches Anliegen an eine kleine Gruppe ihm oppositionell

erscheinender Schüler wandte. Ihnen gegenüber ließ er sich zu der Äußerung hinreißen (1943), daß der Krieg so gut wie verloren sei. Diese Äußerung hätte ihn mit absoluter Sicherheit an den Galgen gebracht, wenn einer der angesprochenen Schüler auch nur einen Ton hierüber hätte verlauten lassen. Welch ungeheurer seelischer Druck muß diesen Mann zu einer derart lebensgefährlichen Äußerung veranlaßt haben!

Eines Tages (1942) fehlte ein Klassenkamerad, Heinrich Fey. Da er, wie etwa nach einer kurzen Krankheit, nicht zurückkehrte, wurden unter uns Schülern Gerüchte laut, zumal wir ahnten, daß Heinrich Fey ein zwar stiller, aber definitiver Gegner des Nationalsozialismus war. Es verdichtete sich langsam das Gerücht, daß Heinrich Fey in ein Konzentrationslager gekommen sei, von dem wir (in jugendlicher Naivität) noch glaubten, daß es sich um ein Erziehungslager zur körperlichen Ertüchtigung handelte – ähnlich wie die damals üblichen Wehrertüchtigungslager. Das Erstaunliche war, daß weder der Direktor noch einer der unsere Klasse regelmäßig unterrichtenden Lehrer das plötzliche Verschwinden des Heinrich Fey zum Anlaß einer Information nahmen. Ohne Zweifel war die Schulleitung von diesem Umstand unterrichtet worden. Kein Lehrer aber wagte es, diese Information an uns weiterzugeben. Den nationalsozialistischen Lehrern mag diese Maßnahme peinlich gewesen sein oder sie hatten von der Gestapo ein Schweigegebot erhalten; die oppositionellen Lehrer dagegen mußten fürchten, schon mit dem Tonfall einer solchen Mitteilung Entsetzen erkennen zu lassen und ihre Gesinnung zu verraten. Auch hätte eine solche Mitteilung eine Reaktion der Klasse erwarten lassen, die den Lehrer zu einer näheren Beschäftigung mit der Tatsache und ihrer möglichen Begründung sowie zu einer eigenen Stellungnahme gezwungen hätte. Was muß in diesen Lehrern vorgegangen sein? Einsam blieben sie mit ihren nicht aussprechbaren Gedanken.

Das Interesse der Gestapo an zwei weiteren Schülern meiner Klasse stand in unmittelbarem zeitlichen Zusammenhang mit dem Verschwinden Heinrich Feys. Beiden wurde deutlich, daß die Information, die das Interesse der Gestapo geweckt hatte, auf Heinrich Fey zurückging, dem beide Schüler ihre „Sünden" und Gedanken anvertraut hatten. Er wurde – nach dem Krieg wieder auftauchend – deswegen zunächst von ihnen geschnitten. Diese Haltung wich jedoch der Einsicht, daß die bekanntgewordenen Methoden der Gestapo wohl jeden Menschen zum „Singen" zu bringen vermochten.

Wer will den ersten Stein werfen?

Dr. Rolf Pietzcker

Feier der Abiturientenentlassung

am Freitag, dem 26. Juni 1998,
um 18 Uhr in der Aula des Christianeums

Programm

W. A. Mozart	Konzert-Rondo für Klavier und Orchester KV 382
L. van Beethoven	Allegro aus der Sinfonie Nr. 1 C-Dur Streichorchester, Leitung: Johannes Walde, Solist: Johannes Deiß

Begrüßung durch den Schulleiter
Ansprache der Abiturientin Henriette Kuhrt
Ansprache der Abiturienten Julius Berger, Hannes Bieger und Christopher Noodt

Improvisation über ein Volkslied – Christopher Noodt, Klavier

Ansprachen früherer Abiturienten – Professor Dr. Christian Meier (Abitur 1948)
Falk Petersdorf (Abitur 1988)

Verleihung der Preise
Ausgabe der Zeugnisse

J. Giuffre	Four Brothers (Modern Swing)
P. Lavender	American Patrol (Klassischer Swing) Brassband, Leitung: Werner Achs

Pause

Carl Orff	Carmina Burana Chor des Christianeums, Leitung: Dietmar Schünicke
Zum Abschluß	Geselliger Abend im Freien

Ulf Andersen

Humaniora

Ansprache aus Anlaß der Abiturientenentlassung 1998

Die Schülerreden auf den Entlassungsfeiern der letzte Jahre kreisten immer wieder um einen zentralen Begriff: das Christianeum als „Humanistisches Gymnasium". Ich vermute daher, daß auch Ihr Euch damit auseinandersetzt. Meinten die einen, einen Widerspruch zwischen dem hohen moralischen Anspruch einer der Humanität verpflichteten Institution und ihrer alltäglichen Erfahrung im Umgang mit Lehrern und Mitschülern feststellen zu müssen, so argwöhnten die anderen in diesem Etikett einen überholten Eliteanspruch, den sie für sich selbst ablehnten. Zur gleichen Zeit blüht seit Jahren eine vitale und einfallsreiche Initiative der Elternräte der altsprachlichen Schulzweige in Hamburg, die alle zwei Jahre die Öffentlichkeit mit einem phantasievollen und vielbesuchten „Humanistischen Tag" überrascht. Die unter uns weilenden Abiturienten des Jahrgangs 1948 wenigstens werden kaum einen Zweifel daran zulassen, ein „Humanistisches Gymnasium" besucht zu haben.

Was hat sich seither verändert, daß dieser Begriff anscheinend anfechtbar geworden ist? Amtlich wird das Christianeum ja längst als „altsprachliches" Gymnasium geführt, und strenggenommen ist es seit dreißig Jahren nicht einmal mehr das: Zwar ist Latein Pflicht- und Basissprache für alle geblieben, aber Griechisch als dritte Fremdsprache steht in Konkurrenz zu Russisch, einer durchaus lebendigen Sprache, für die sich meist eine Mehrheit der Schüler entscheidet.

Unsere Jubiläumsabiturienten hatten es noch mit Lehrern zu tun, die ihren Erziehungsauftrag aus einem selbst durch Gewaltherrschaft und Krieg kaum angefochtenen humanistischen Bildungsziel herleiteten. Thomas Mann hat diesem Pädagogentypus mit seinem Serenus Zeitblom, dem nachsichtig-geistvollen Betrachter im „Doktor Faustus", ein verständnisvolles Denkmal gesetzt. „Hier kann ich", so läßt er Zeitblom in dessen bedächtiger Humanistensprache verlauten, „nicht umhin, mich im Vorübergehen an dem inneren und fast geheimnisvollen Zusammenhang des altphilologischen Interesses mit einem lebendig-liebevollen Sinn für die Schönheit und Vernunftwürde des Menschen zu weiden, – diesem Zusammenhang, der sich schon darin kundgibt, daß man die Studienwelt der alten Sprachen als die ‚Humanioren' bezeichnet, sodann aber darin, daß die seelische Zusammenordnung von sprachlicher und humaner Passion durch die Idee der Erziehung gekrönt wird und die Bestimmung zum Jugendbildner sich aus derjenigen zum Sprachgelehrten fast selbstverständlich ergibt."

Hier haben wir ihn, den Begriff der „Humaniora" für die klassischen Sprachen Griechisch und Latein, deren Studium nach Auffassung der „Humanisten" der Renaissance zu einem höheren Menschsein befähigen sollte. Noch Jahrhunderte später bekannte sich Goethe zur Wichtigkeit der alten Sprachen

als einer „Hauptüberzeugung", die sich immer in ihm erneuert habe. In ihnen seien „alle Muster der Redekünste und zugleich alles andere Würdige, was die Welt jemals besessen, aufbewahrt".

Ein wenig von solcher Selbstgewißheit schlug mir noch als jungem Lehrer entgegen, als mir ein betagter, in Fachkreisen hochangesehener Pensionär des Johanneums auseinandersetzte, an der Spitze aller Schulfächer stünden Griechisch und Latein, dann käme lange nichts und dann schließlich Mathematik und allenfalls Philosophie. Der Rest seien, wie er sich ausdrückte, „Pup-Fächer".

Ich kenne keinen Altphilologen mehr, der derart unangefochten auch heute noch das Primat der Humaniora einforderte. Die Bedeutung der modernen Fremdsprachen, das Gewicht der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer, der Einzug der modernen Informationstechniken in die Schule wird kaum ernsthaft in Frage gestellt. Dagegen ist, wie schon angedeutet, der Begriff der humanistischen Bildung, ihrer geistesgeschichtlichen Wurzeln, ihrer Ziele und Zukunftsperspektiven unsicher geworden. Das mag – neben der vermeintlichen Schwierigkeit – eine Erklärung dafür sein, daß die Zahl der Schüler, die in Deutschland noch Griechisch lernen, auf wenig mehr als ein Prozent geschrumpft ist.

In jüngster Zeit konnte man außerdem eine seltsame Erfahrung machen: Wann immer bei uns die Frage nach der heutigen Definition humanistischer Bildung aufgeworfen wird, ist jemand mit einem Zitat zur Stelle, das in seiner Unbedingtheit und Einprägsamkeit (und vielleicht auch Akzeptanz) so folgenschwer ist wie kaum ein anderes in der neueren deutschen Literatur: „Schützt Humanismus denn vor gar nichts? Diese Frage ist geeignet, einen in Verzweiflung zu stürzen." Ein solches Resümee zieht Alfred Andersch in seiner beklemmenden Erzählung „Der Vater eines Mörders". Geschildert wird eine Griechisch-Stunde im Münchener Wittelsbach-Gymnasium. Der Direktor, von seinen Schülern ebenso respektvoll wie furchtsam „Rex" genannt, erscheint im Unterricht des Klassenlehrers und reißt das peinvolle Frage- und Antwortspiel an sich. Nach einem bösartigen Geplänkel mit einem Mitschüler greift der Direktor sich den Erzähler heraus, um diesen in quälender Penetranz als Versager vorzuführen. Es ist einer jener zahlreichen literarisch aufgearbeiteten deutschen Schulalpträume, die ihre Verfasser zeitlebens verfolgen. Thomas Mann hat in seinen „Buddenbrooks" einen ähnlich gearteten „lieben Gott" sein brachial-pädagogisches Unwesen treiben lassen.

Der Unterschied ist nur: Dieser „Rex" heißt mit bürgerlichem Namen Himmler, er ist der Vater des Mannes, der die schrecklichste Unterdrückungs- und Tötungsmaschinerie der Weltgeschichte aufbauen sollte. Titel und Nachwort suggerieren den fatalen Schluß, daß das humanistische Umfeld seiner Jugend diese Karriere nicht verhindert, sondern vielleicht sogar begünstigt habe.

Gegen eine solche rigorose Verknüpfung ließe sich eine Menge einwenden. Zunächst die Geschichte selbst: Vater und Sohn Himmler, so erfährt der Leser, sind zutiefst zerstritten, weil der alte Herr als strenggläubiger Katholik die Nazis und speziell deren Antisemitismus verabscheut. Eher schon äußert der Vater des Erzählers, ein sozial ins Straucheln geratener Frontoffizier des 1. Weltkrieges, Sympathien für den späteren „Reichsführer SS". Außerdem

meldeten sich nach Erscheinen der Erzählung Klassenkameraden von Alfred Andersch zu Wort, die bekundeten, daß nach ihrer Erinnerung in der Realität so gut wie alles anders gewesen sei. Vor allem aber sei die Frage erlaubt: Hat es den einzigartigen philosophischen Rang von Platons „Politeia" geschmälert, daß dessen prominentester Schüler später ein gefürchteter Tyrann geworden ist? Mussolini war bis zu seinem 30. Lebensjahr ein vielversprechender Funktionär der Sozialistischen Partei Italiens und Chefredakteur ihrer Zeitung gewesen – ist damit die Idee des Sozialismus korrumpiert? Stalin begann seine Ausbildung bei den Mönchen des Priesterseminars zu Tiflis – ist das ein Grund, an der moralischen Kraft des orthodoxen Christentums zu zweifeln? Freilich hat der junge Iossif Dschugaschwili an diesem Ort ein System starrer Hierarchie und ständiger Überwachung kennengelernt, das ihn später in die Aufsässigkeit getrieben und den späteren Gewaltherrscher geprägt haben mag.

Diejenigen, die das Andersch-Zitat als rhetorische Keule benutzen, übersehen zumeist, daß die Nationalsozialisten und ihr Erziehungsminister Rust ernsthaft planten, in der Schulreform von 1938 die Humanistischen Gymnasien abzuschaffen, weil sie als unzuverlässig galten. Vor allem aber gab es neben unsäglichen Beispielen des Mißbrauchs antiker Autoren zur Verherrlichung von Krieg und Rassenpolitik (auch bei einem meiner Amtsvorgänger) eindrucksvolle Zeugnisse dafür, wie sich der Kampf gegen Willkür und für Menschenwürde in der Sprache, in den Bildern, in den Ideen klassischer Vorbilder manifestieren. Ich möchte als Beispiel die Geschwister Scholl erwähnen. In ihren Flugblättern, die sie unter Lebensgefahr im Lichthof der Münchener Universität ausstreuten, zitierten sie Aristoteles und ließen Schillers „Gesetzgebung des Lykurgus" für sich sprechen.

Es gab Phasen im deutschen Neuhumanismus des letzten Jahrhunderts, die der Altphilologe und Rhetorikprofessor Walter Jens als den „Höllensturz" der klassischen Bildung bezeichnete. Er setzte ein mit der Vereinnahmung der Antike für die Macht und die Herrlichkeit des neuen deutschen Kaiserreichs. Aber der Mißbrauch eines gedanklichen Gebäudes muß noch kein Grund dafür sein, es abzureißen. Es ist vielmehr nötig, die Fundamente freizulegen und zu prüfen, ob sie auch eine zeitgemäße Konstruktion tragen könnten. Ein solcher Moment ist in diesem Jahr gekommen, wenn wir daran gehen werden, uns in einem Schulprogramm auf die ideellen Grundlagen unserer Bildungs- und Erziehungsarbeit, auf die für uns – d. h. Eltern, Lehrer und Schüler – gemeinsam als wichtig erachteten Ziele und auf den Weg zu ihrer Verwirklichung zu besinnen. Ich kann mir vorstellen, daß wir von unterschiedlichen gesellschaftlichen, fachlichen und pädagogischen Ansätzen aus zu einer Neubewertung und Profilierung des Begriffes „humanistische Bildung" kommen werden.

Blicken wir noch einmal zurück: Für Wilhelm von Humboldt, der das Gymnasium in Deutschland begründete, bedeutete klassische Bildung die Fähigkeit zu kritischer, von Zweckbestimmung und Zeitströmungen unabhängiger Orientierung des einzelnen. Sein Zeitgenosse Hegel beschwor die Polis, in der das freie Individuum sich autonom, aber gesellschaftlich tätig verwirklichte. „Die Griechen, ihrer unmittelbaren Wirklichkeit nach, lebten in der glücklichen Mitte der selbstbewußten subjektiven Freiheit und der

sittlichen Substanz", schreibt er in seiner „Ästhetik" und rühmt weiter, sie verlören sich nicht in „jener subjektiven Vertiefung, in welcher das einzelne Subjekt sich abtrennt vom Ganzen und Allgemeinen, um seiner eigenen Innerlichkeit nach für sich zu sein". Worte, die gerade heute von verblüffender Aktualität geworden sind. Natürlich war es für die erste, liberale Phase des Neuhumanismus selbstverständlich, sich für die soziale Situation der Menschen mitverantwortlich zu fühlen.

Welche Aspekte ergeben sich nun für eine humanistische Bildung heute? Es ist das Verdienst von Walter Jens, schon zu Beginn der 70er Jahre „Perspektiven eines neuen Humanismus" entwickelt zu haben, der für ihn in der Tradition Hölderlins und Hegels die Freiheit der Gleichen garantiert. Allerdings mutet es uns heute etwas seltsam an, wenn er, der damaligen Zeitströmung huldigend, Karl Marx, der über griechische Naturphilosophie promovierte, und Karl Liebknecht, der den „göttlichen" Platon verehrte, als Gewährsleute für ein modernes Humanismusverständnis bemüht.

Die Aktualität eines neu überdachten humanistischen Bildungsauftrages ergibt sich aus den Herausforderungen, mit denen die Gymnasien sich heute auseinandersetzen müssen. Der Ruf nach einer vertiefenden Allgemeinbildung, die Ratlosigkeit über die Wertevermittlung, die widersprüchlichen Vorstellungen von dem Persönlichkeitsprofil, das zur Bewältigung absehbarer und vermuteter Zukunftsaufgaben wünschenswert wäre ... Es ist sicher kein Zufall, daß in dem geistig-moralischen Vakuum, das dem Zusammenbruch der kommunistischen Systeme in Europa folgte, überall zwischen Warschau und Moskau, zwischen Magdeburg und Bukarest Humanistische Gymnasien neu gegründet wurden, weil der Bedarf danach sprunghaft wuchs.

Der Prozeß der europäischen Einigung läßt uns ahnen, daß der Euro als identitätsstiftendes Element wohl nicht ausreicht. Auch in der Suche nach gemeinsamen Wurzeln und verbindendem Selbstverständnis liegt ein Sinn der Beschäftigung mit der Antike. Eine größere Gruppe von Euch war mit mir im letzten September in der westlichen Türkei. Wir konnten spüren, wie lebendig dort das Erbe der hellenistischen und der römischen Kultur geblieben ist. Wer der Türkei die Mitgliedschaft in der Europäischen Union mit dem Hinweis auf die fehlende christlich-abendländische Tradition verwehrt, wird auf dieser Ebene nicht so leicht die Tür zuschlagen können.

Die Rückbesinnung auf einen humanistischen Ansatz in unserem Schulprogramm kann und sollte auch nicht mehr allein die Sache der Humaniora sein. Das würde schon an unterschiedlichen sprachlichen Voraussetzungen scheitern – womit der Sinn der disziplinierten Arbeit am griechischen und lateinischen Text als sprachprägendes, denkschulendes Tun nicht in Frage gestellt werden soll. Die bemerkenswerten Überlegungen Torsten Eggers' zu einer zeitgemäßen Didaktik des philologischen Unterrichts – nachzulesen im vorletzten „Christianeum"-Heft – lassen hoffen, daß die verbreitete Scheu vieler Schüler vor der formalen Textarbeit bald der Vergangenheit angehört. Schon Luther hatte ja in seinem Aufruf „An die Ratsherren aller Städte deutschen Landes" schaudernd davon gesprochen, wie er die Schule als „Hölle und Fegefeuer" in Erinnerung habe, in der die Schüler mit den „Casualibus und Temporalibus" gemartert worden seien. Dagegen setzte er die „Grammatica", worunter er nicht nur die Unterweisung in den Sprachregeln, sondern vor

allem die Nutzbarmachung der Lektüre für das allgemeine Wissen sowie die Fertigkeit im Ausdruck verstand.

Sinnvoll könnte es sein, unsere Arbeit in den einzelnen Fächern wieder mehr und gemeinsam an verbindenden Fragestellungen zu orientieren, wobei sich fächerübergreifende Zusammenarbeit als gewinnbringend für alle Beteiligten anböte; Latein und Englisch werden es bei uns schon in den kommenden 5. Klassen versuchen. Gemeinschaftskunde, Geschichte und Griechisch könnten sich zu völkerrechtlichen und staatstheoretischen Fragen zusammentun. (Ich möchte daran erinnern, daß vor drei Jahren Christoph Bertram an dieser Stelle sehr eindringlich auf die wachsende Bedeutung humanistischer Werte bei der Einschätzung von Krisen und Konflikten in der internationalen Politik hingewiesen hat.) Die Bereicherung des Deutschunterrichts durch fundierte Kenntnisse der antiken Mythologie habe ich mit Vergnügen bei der Arbeit an Goethes „Faust II" erlebt. Stoff für solche gegenseitige Ergänzung findet sich in der modernen Literatur von Camus und Brecht bis hin zu Christa Wolf und Botho Strauss. Die Naturwissenschaften könnten mehr noch in einem Kontext gelehrt werden, in dem die Herkunft des Wissens ebenso bedeutsam ist wie die Abschätzung der Folgen seiner Anwendung. Heute stellt sich in vielen Disziplinen die Frage nach der ethischen Verantwortung der Wissenschaft und damit auch nach der Herkunft der Werte, an denen wir die Folgen unseres Tuns messen. Humanistische Denkansätze würden Modernisierungsschäden kompensieren, hat einmal ein kluger Zeitgenosse gesagt.

Mit solchen Intentionen könnten sich eine Bestandsaufnahme und eine Richtungsdiskussion unter uns lohnen. Das müßte so öffentlich und facettenreich wie irgend möglich geschehen. Ich meine damit nicht nur die im neuen Schulgesetz vorgesehenen Gremien und Entscheidungswege. Ich könnte mir darüber hinaus eine Plattform für den Gedankenaustausch zwischen denen, die täglich von der Schule beansprucht werden, und denen, die ihr entwachsen sind, denen sie aber noch nicht gleichgültig geworden ist, vorstellen. Eure kritische Bilanz einer langen Schulzeit kann dabei genau so hilfreich sein wie die Erfahrungen und Einsichten, die in Eurem neuen Lebensabschnitt auf Euch warten.

Entscheidend ist, daß wir uns hier eine offene, aber zugleich eigenständige Welt erhalten, in der man sich nicht nur an den Märkten orientiert, denen es nach einem zornigen Wort von Richard von Weizsäcker „um Englisch, Technik und Informatik, um Börsenkunde und gerade noch um so viel Mathematik geht, damit man die Wahrscheinlichkeitsrechnung bei den multiple-choice-Prüfungen zum eigenen Vorteil nutzen kann". In bester Humboldtscher Tradition fährt Weizsäcker fort: „Es kann uns doch im Ernst nicht darum gehen, im globalisierten Zeitalter der Telekommunikation nur qualifizierte Funktionäre der technischen Welt und des Kapitalhandels auszubilden."

Bildung und Erziehung, die sich um Humanität bemühen, die junge Menschen dahin führen, ihre Lebensgestaltung ebenso wie ihr unabdingbares gesellschaftliches Engagement aus freier Verantwortung an den Idealen der Menschenwürde und der freien Persönlichkeitsentwicklung auszurichten – das ist eine Herausforderung, die nichts an Aktualität eingebüßt hat; das ist die Aufgabe eines Humanistischen Gymnasiums, auch in der Zukunft.

Welche Maxime uns vorschwebt, könnte man kaum schöner als mit den Worten Marc Aurels zusammenfassen: „Hüte und pflege dein Urteilsvermögen, in ihm liegen alle die Voraussetzungen dafür, daß sich in deine Zukunft keine Vorstellung einschleicht, die mit den Grundgesetzen der Schöpfung und der Bestimmung des vernunftbegabten Lebewesens in Widerspruch steht. Diese aber verlangt Besonnenheit des Urteils, humane Gesinnung und Ergebung in den Willen der Götter."

Ansprache der Abiturientin Henriette Kuhrt

Liebe Abiturientinnen und Abiturienten, liebe Eltern und Schüler, liebes Lehrerkollegium, sehr geehrter Herr Andersen,

ich möchte meine Rede mit einem Auszug aus Bertolt Brechts „Flüchtlingsgesprächen" eröffnen.

„Ich weiß, daß die Güte unserer Schulen oft bezweifelt wird. Ihr großartiges Prinzip wird nicht erkannt oder gewürdigt. Es besteht darin, den jungen Menschen sofort, im zartesten Alter in die Welt, so wie sie ist, einzuführen. Er wird ohne viel Umschweife und ohne daß ihm viel gesagt wird, in einen schmutzigen Tümpel geworfen. Schwimm oder schluck Schlamm! (...)

Die Lehrer haben die entsagungsreiche Aufgabe, Grundtypen der Menschheit zu verkörpern, mit denen es der junge Mensch später im Leben zu tun haben wird. Für solch einen Unterricht wäre kein Schulgeld zu hoch, er wird aber unentgeltlich, auf Staatskosten geliefert.

Der Schüler lernt alles, was nötig ist, um im Leben vorwärtszukommen. Es ist dasselbe, was nötig ist, um in der Schule vorwärtszukommen. Es handelt sich um (...) Vortäuschung von Kenntnissen, die Fähigkeit, sich ungestraft zu rächen, schnelle Aneignung von Gemeinplätzen, Unterwürfigkeit, Bereitschaft, seinesgleichen an Höherstehende zu verraten usw., usw.

Das Wichtigste ist doch die Menschenkenntnis. Sie wird in Form von Lehrerkenntnis erworben. Der Schüler muß die Schwächen des Lehrers erkennen und auszunutzen verstehen, sonst wird er sich niemals dagegen wehren können, einen ganzen Rattenkönig völlig wertlosen Bildungsgutes in sich hineingestopft zu bekommen."

Wenn sich auch die Umstände geändert haben, so besteht die Kunst nach wie vor darin, ein möglichst gutes Abitur zu machen, ohne den „Rattenkönig" in sich hineingesteckt zu bekommen, ein Prinzip, das eine bestimmte Art von Abiturient tief verinnerlicht hat.

Die Abiturienten, von denen ich hier sprechen möchte, haben meistens einen Abschluß im Zweier-Bereich, sind nicht übermäßig intelligent, dafür aber übermäßig faul.

Da fragt man sich natürlich, wie es möglich ist, an der „Leistungsschmiede Christianeum" (Bezeichnung der Bild-Zeitung) sein Abitur dermaßen hinterhergeschmissen zu bekommen, wie es beispielsweise bei mir der Fall ist. Denn ich bin kein Einzelfall, und unser Jahrgang erst recht nicht, was jeder Lehrer bestätigen könnte, käme das nicht einer Kapitulation vor unserer

Trägheit gleich. Und so verschieden die Persönlichkeiten der Schüler sind, die sich durch ihr Abitur schleimen, schummeln und schwänzen, so ähnlich sind ihre Verhaltensmuster, die sie dabei an den Tag legen.

So liegt die Fehlstundenzahl dieser Schüler mindestens im zweistelligen Bereich, allerdings ihr Zeugnisdurchschnitt ebenso. In allen Semestern zieht sich der Satz „X hat durch seine häufigen Verspätungen den Unterricht gestört" wie ein roter Faden durch ihre Zeugnisse, und eine Besserung scheint niemals einzutreten. Diese Schüler lesen ihre Bücher frühestens einen Tag vor der Klausur, wenn überhaupt, haben aber keinerlei Skrupel, sich dennoch lebhaft am Unterricht zu beteiligen.

Überhaupt findet man diese Schüler meistens in geistes- und gesellschaftswissenschaftlichen Kursen wie Deutsch, Religion oder Gemeinschaftskunde wieder, wenn auch die etwas Schlaueren in einem der beiden altsprachlichen Leistungskurse Latein oder Griechisch abtauchen und dort ihre Mutigkeitspunkte horten.

Ihnen fehlt jegliche Scham, ihre Unwissenheit zu präsentieren, und so nerven sie schonungslos jeden Kurs mit ihren fundierten Halbweisheiten, was oft zu kontroversen Diskussionen mit den informierteren Schülern führt, da diese die Platitüden ihrer Mitschüler nur schwerlich ertragen können. Und dennoch: Gerade diese Form von „ambitioniertem Verhalten" bringt außer jeder Menge Sympathiepunkte – „er traut sich, auch mal eine etwas andere Meinung zu haben" – jede Menge fürs Abitur relevante Punkte.

Auffällig auch die Unfähigkeit dieser Schüler, sich in naturwissenschaftlichen Fächern durchzusetzen, wo nicht nur Fleiß, sondern auch Kontinuität gefragt ist, Tugenden, die fast allen dieser Schüler abgehen. Abert das stört diese Schüler nicht weiter, denn lernen ist nur für Doofe oder zumindest etwas für die anderen. Auf den Satz: „Du hättest doch so ein gutes Abitur machen können, hättest du dich ein bißchen mehr angestrengt" antworten sie lapidar mit einem „Weiß ich doch" und einem Grinsen, das besagt, daß es ihnen sowieso egal ist.

Denn tief in ihrem Inneren wissen sie, daß sie die Kunst des Vortäuschens von Kenntnissen und Leistungen perfekt beherrschen und die Fähigkeit, die Schwächen der Lehrer einschätzen und ausnutzen zu können, sie dazu in die Lage versetzt, sich möglichst gut selbst vermarkten zu können. Und diese Kenntnisse sind im späteren Leben – sowohl im beruflichen als auch im privaten Bereich – wesentlich einträglicher als etwa die Resultate, die sich aus dem Verhalten der australischen Krabbenspinne ziehen lassen.

Doch um den Status des leicht verwirrten Genies bei den Lehrern zu erreichen, muß man nicht nur extrovertiert, schlagfertig und unendlich dreist sein, sondern auch bestimmte Prestigeobjekte vorweisen können, die den Lehrern demonstrieren, daß sie auf das richtige Pferd setzen, wenn sie ihre schwarzen Schäflein auf den Konferenzen mit allen Mitteln verteidigen. Dazu eignen sich besonders die Schule repräsentierende Projekte wie der Chor, Darstellendes Spiel, ein China-Aufenthalt oder das Mitwirken an dubiosen Wettbewerben, wo die Schüler auch gleichzeitig ihre Kreativität und ihre Selbständigkeit unter Beweis stellen können.

Doch es gibt auch Lehrer an dieser Schule, die verbittert gegen solche Schüler agieren, erbost darüber, daß diese nicht ihr Potential ausschöpfen.

Sie versuchen, deren ausgesprochene Disziplinlosigkeit mit Null Punkten zu ahnden, um so den leichtfertigen Erwerb eines Abiturs zu vereiteln.

Verfolgt man den Lebenslauf dieser Lehrer aufmerksam zurück, so fällt schnell auf, daß gerade sie diejenigen sind, die in ihrer Jugend durch Unzuverlässigkeit und Sprunghaftigkeit glänzten und am Ende noch gar dazu fähig waren, Hausmeister in Mülltonnen zu stecken und diese über den Schulhof zu rollen.

Nun, diese späte Reue trifft dann ab und an einige der Schüler in Form einer Abmahnung, weil diese Lehrer hoffen, solchen „Abiturschnorrern" mal einen richtigen Schrecken einzujagen und sie auf den Pfad der Tugend zurückzuleiten, den sie offenbar selber verpaßt haben. Der Erfolg dieser Maßnahmen mag allerdings dahingestellt bleiben.

Um in diesem Haifischbecken zwischen Lehrerzimmer und Klassenraum erfolgreich zu überleben, ohne viel Aufwand zu betreiben, ist die Kenntnis der eigenen Persönlichkeitsstruktur und das Wissen um einige Grundregeln ein absolutes Muß. Nach neun Jahren am Christianeum bin ich zu folgenden Erkenntnissen gekommen:

1. Suche dir ein möglichst erfolgversprechendes und repräsentatives Hobby wie z. B. eine Band, eine Zeitung oder ein Schauspielprojekt. Wann immer dich die Lehrer mit ihren Forderungen belästigen, schaue genervt gen Himmel, murmele: „Wenn Sie wüßten, was ich für einen Streß gestern Nacht bei der Bandprobe hatte!" und gib den Lehrern das Gefühl, sich für ihre profanen Forderungen wie Hausaufgaben schämen zu müssen. Allerdings müssen hin und wieder Ergebnisse dieser Arbeit präsentiert werden, das Hobby darf also nicht imaginär sein.

2. Erfinde ein langwieriges Leiden und/oder familiäre Probleme.

3. Wähle einen der beiden Oberstufenkoordinatoren als Tutor. Sind dir regelmäßige Tut-Treffen zu anstrengend, mache mindestens einen von ihnen zu deinem besten Freund.

4. Sorge für eine starke Lobby im Lehrerzimmer. Im Klartext: Verdirb es dir nicht mit allen Lehrern gleichzeitig.

5. Bedingungsloses Schleimen wirkt sich oft negativ auf die Geberlaune der Lehrer aus. Das richtige Quantum an zickigen Frechheiten läßt kleine Nettigkeiten gleich viel ehrlicher wirken.

6. Sorge dafür, daß Gruppengeschenke immer von dir übergeben werden.

7. Du brauchst nicht andauernd zur Schule zu kommen. Viel wichtiger ist, auf dich aufmerksam zu machen, wenn du mal da bist.

8. Ein Lächeln kostet nichts.

9. Hole immer die Kreide und wische unaufgefordert die Tafel. Das macht zwar nicht viel Spaß, läßt dich aber gleich viel netter aussehen.

10. Ein freiwilliges Referat wirkt Wunder: es entbindet dich praktisch von allen weiteren Hausaufgaben und kann bei der Notenbesprechung intensiv ausgeweidet werden. Alternativ kann man auch vortäuschen, Referate gehalten zu haben und sich beschweren, daß diese Leistungen nie honoriert werden. Hierbei braucht man allerdings die Unterstützung des Kurses.

11. Denke daran: Zehn Punkte sind fast immer drin. Schäme dich nicht, bei der Notenbesprechung zu brüllen, zu keifen oder in Tränen auszubrechen. Habe keine falsche Scham, die Leistungen deiner Mitschüler in den Dreck zu

ziehen. Sätze wie „wenn X mündlich zehn Punkte kriegt, bin ich ja wohl mindestens zwölf!“ sind völlig in Ordnung. Vielleicht trifft das nicht auf die ungeteilte Gegenliebe deiner Mitschüler, aber vergiß niemals: Die beruhigen sich schon wieder, und wahre Freunde sehen über so etwas hinweg. Deine Note hingegen bleibt bis zum Abitur.

12. Man kann nie genügend Elternteile im Elternrat haben. Wurden sie wider Erwarten nicht gewählt, verdinge sie als MiC-Eltern und überrede sie, deine Lehrer mit Milchschnitten und Franzbrötchen zu bestechen.

Doch all diese Bemühungen sind völlig umsonst, ja geradezu katastrophal, wenn sie nicht mit dem erforderlichen Nachdruck vorgetragen werden. Offensichtliches Schleimen wird als beleidigend empfunden und kann den angestrebten Effekt ins Gegenteil umkehren. Daher ist es wichtig zu wissen, wie weit man überhaupt gehen darf und wann man seine Forderungen einstellen muß.

Beherrscht man jedoch die Fähigkeit des Punkteschnorrens in allen ihren facettenreichen Möglichkeiten, dann ist das ein erfolgversprechender Einstieg in die Spaß- und Leistungsgesellschaft, in der wir leben.

Richtigstellung:

Ich möchte mich bei dem Lehrer entschuldigen, den ich fälschlicherweise bezichtigt habe, in seiner Jugend einen Hausmeister in eine Mülltonne gesteckt zu haben. Es war nämlich gar nicht der Hausmeister, sondern ein Mitschüler, was die Sache gleich viel besser macht. Des weiteren schließe ich jenen Lehrer nicht in die Gruppe der Null-Punkte-Ritter mit ein, habe ihn aber trotzdem erwähnt, da auch er die Göttin Disziplin verehrt.

Julius Berger, Hannes Bieger, Christopher Noodt

Abituransprache

Guten Abend!

Ein Kopist, also ein Mensch, der Noten kopiert, würde einer musikwissenschaftlichen These zufolge 99 Jahre brauchen, um das Werk Mozarts vollständig abzuschreiben. Mozart hat aber, wie wir wissen, nur 30 Jahre in seinem Leben komponiert.

Wir stehen hier vor einer Frage, die nahezu unlösbar ist. Dieser Widerspruch wird aber noch brisanter dadurch, daß man nun darauf kommt, daß Mozart viele Stunden des Tages spielend verbracht hat; und zwar nicht Musik, sondern Karten spielend.

Aus Tagebüchern von Nannerl und Wolfgang Amadée aus dem Jahre 1779 entnehmen wir, daß es in der Salzburger Gesellschaft zu der Zeit üblich war, zusätzlich zu zahlreichen anderen kulturellen Verpflichtungen, täglich etwa drei Stunden Tarock zu spielen.

Wir sind zunächst versucht zu fragen, wie Mozart die enorme Leistung seines Werkes vollbringen konnte, obwohl er täglich so viel Zeit mit dem Kartenspiel verbracht hat. Doch sollten wir nicht lieber überlegen, ob Mozarts Werk so umfangreich ist, gerade weil er eine lange Zeit des Tages spielend verbracht hat? Ist die animatorische Funktion des Spiels eine Erklärung dafür, daß diese unbeschreibliche Arbeitsleistung zustandegekommen ist? Ein Kopist wäre schon an der handwerklichen Bewerkstelligung in seiner Lebenszeit gescheitert. Mozart aber hat darüber hinaus auch eine unglaublich hohe kreative Leistung erbracht. Wir schließen daraus, daß das Spielen die Leistungsfähigkeit nicht hemmt, sondern geradezu fördert.

Warum spricht ein Abiturient nun aber bei seiner Entlassung über das Spielen? Und was haben wir mit Mozart zu tun? Uns geht es nicht um das Rätsel des Wunderkindes Mozart oder um die Frage nach dem Genie an sich; vielmehr wollen wir mit diesem Beispiel zeigen, wie sehr es sich lohnt, auch als Erwachsener einmal über das Spielen nachzudenken.

Nun ist der Begriff des Spielens allerdings sehr vielfältig auslegbar: versuchen wir, uns diesem Begriff zu nähern! Wenn wir hier vom „Spielen" reden, so meinen wir vor allem den kreativen, ungebundenen Umgang mit den Dingen, eine unvoreingenommene Beschäftigung, die sich dem utilitaristischen Denken einer Leistungsgesellschaft zunächst entzieht. Jedoch kann die Tätigkeit Spielen nicht ausschließlich als Müßiggang aufgefaßt werden: Auch ein Spiel kann Regeln aufstellen und Grenzen setzen! Spielen enthält Experimentieren, das Aufgreifen und Verwerfen von Ideen, das Inkaufnehmen von Fehlern, das Risiko des Verlierens. „...Wenn man es nicht riskiert hinzufallen, dann springt man (erst) gar nicht." Dies sagt Picasso, der sich als Künstler ein Leben lang etwas Spielerisch-Kindliches bewahrt hat.

Uns geht es um eine primär extensive Beschäftigung, die erst an zweiter Stelle direkte Ziele verfolgt und doch die erste grundlegende Form des Lernens darstellt: Spielerisch lernt ein Kind, die Welt zu begreifen.

Doch was wir Kindern zugestehen, scheint, werden sie älter, zunehmend einem anderen Denken weichen zu müssen. Mit dem Schulalter erhält das Spiel immer mehr den Beigeschmack der Kontraproduktivität. Spielen als eine Beschäftigung, die vom Lernen abhält?

Die Schule setzt in stärkerem Maße auf das Erlernen und Anwenden von Systemen, bietet vorgefertigte Lösungswege an. Es wird eine Denkweise trainiert, ohne die der Mensch zweifelsohne nicht auskommt, jedoch mit einem unschönen Nebeneffekt: In der Regel wird Lernen durch Spielen abgedrängt in den ohnehin schon künstlerisch-kreativen Fachbereich: Kunst, Musik und Darstellendes Spiel. Dabei wird jedoch häufig übersehen, wie schwierig es ist, Schüler ohne spielerische Methoden zum Lernen zu bewegen. Spielen also als eine Beschäftigung, bei der man eigene Erfahrungen macht.

Die Schule – und das ist sicherlich keine leichte Aufgabe – hat die Funktion, uns auf unseren Lebensweg vorzubereiten. Der Weg führte früher in den meisten Fällen von der Schule über Familie, Ehe und Ausbildung zum lebenslang ausgeübten Beruf. Heute allerdings befinden sich die gesellschaftlichen Verhältnisse in einer zentrifugalen Entwicklung. So faßt man unter dem Begriff der Individualisierung zum Beispiel die Tatsache zusammen, daß es den vorgezeichneten Weg im Leben nicht mehr gibt.

Vielmehr bietet sich uns eine Fülle an Weltanschauungen, Lebensformen und Meinungen, die eine eigene Ich-Findung oder Identitätsbildung radikal erschwert haben. Die traditionelle Familie ist nur noch eine Option, dazugesellt haben sich andere Formen wie Singletum, uneheliche Beziehungen oder homosexuelle Verhältnisse. Schon die fundamentale Frage nach einem Partner erhält höchst unterschiedliche Antworten.

Angesichts der Vielzahl von Auswahlmöglichkeiten: Ist die Vorstellung, es gebe eine sogenannte Allgemeinbildung, nicht in Teilen längst überholt? Und: Vermittelt uns die Schule heute überhaupt noch die Fähigkeit, unsere individuellen Interessen zu entwickeln?

Gewiß gibt es Kulturtechniken wie Lesen, Schreiben und Rechnen, die auf jeden Fall zur allgemeinen Ausbildung gehören. Aber die Fertigkeit, mit Computern umgehen zu können sowie rudimentäres Verständnis der Funktionsweise müßte doch ebenfalls jedem in der Schule gelehrt werden.

Auch die Forderung, die Bereiche Psychologie oder Verwaltung in die Lehrpläne aufzunehmen, läßt sich begründen. Zieht man weiter an diesem Gedankenstrang, so stellt man schnell fest, daß niemand mehr eindeutig sagen kann, was zur Allgemeinbildung gehören soll und was nicht.

Dem durch eine Erweiterung der Fächerauswahl zu begegnen, erscheint unrealistisch. Das existierende Wissen kann innerhalb der Schule nur noch in kleinen, oft abgestandenen Häppchen serviert werden. Welche wir davon probieren und wovon wir mehr verspeisen wollen, das sollte von einem bestimmten Alter an ausschließlich unsere Entscheidung sein – zu vielfältig sind die Möglichkeiten, als daß jemand für uns eine Auswahl treffen könnte.

Gerade hier sehen wir eine Aufgabe des Bildungssystems, die zunehmend notwendiger wird: uns nämlich bei den unzähligen, ganz individuellen Entscheidungen behilflich zu sein.

Dabei spielt Faktenwissen eine untergeordnete Rolle, wichtiger ist, bestimmte Kompetenzen zu entwickeln. Diese sogenannten Schlüsselqualifikationen findet man zunehmend in den Stellenangeboten.

Immer wieder liest man, daß die Fähigkeiten, Probleme zu abstrahieren, Verantwortung zu übernehmen und vor allem, im Team zu arbeiten, einige der zentralen Kriterien bei der Einstellung eines neuen Mitarbeiters sind.

Zudem darf die Herausbildung von Fähigkeiten nicht nur im Hinblick auf marktwirtschaftliche Notwendigkeiten vollzogen werden. Viele der Anforderungen, die die Wirtschaft an ihre künftigen Mitarbeiter stellen, lassen sich unter dem Stichwort „soziale Kompetenz" zunächst einmal auf das ganz alltägliche Miteinander in einer menschlichen Gesellschaft beziehen.

Doch kommen wir nach diesem Ausblick zu unserem eigenen gesellschaftlichen Schauplatz zurück! Wie können wir an unserer Schule den eben genannten Entwicklungen Rechnung tragen?

Im konkreten Bezug auf den Schulalltag am Christianeum finden wir vielfältige Möglichkeiten zur Heranbildung sozialer Kompetenzen. Ob es um Konfliktbewältigung – zum Beispiel im Chor – oder um organisatorisches Geschick im Literarischen Café geht: Hier sehen wir unseren Anspruch verwirklicht. Leider steht er jedoch häufig im Konflikt mit Lernfächern, die an den 45-Minuten-Takt und das Erfüllen von Lehrplänen gebunden sind. Es müssen Wege gefunden werden, wie man die Lernmethoden in diesen Fächern

aktualisieren kann; und zwar im Hinblick auf die veränderten Rahmenbedingungen. Frontalunterricht, der überwiegend im Schulgebäude stattfindet, kann dies nicht leisten.

Warum also nutzt man nicht noch stärker das reiche kulturelle Angebot um uns herum, verschafft sich einen Überblick über soziale Verhältnisse in anderen Stadtteilen oder besucht politische Veranstaltungen und Institutionen? Das Begreifen von Zusammenhängen in der Realität kann – unserer Meinung nach – zu mehr Verständnis und Toleranz verhelfen. Im überwiegend monotonen Schulalltag hingegen wird es einem Pädagogen gegenwärtig nicht leicht gemacht, den Schüler zu motivieren.

An dieser Stelle kommt der Gedanke des Spiels wieder zum Tragen: Kann es nicht möglich sein, das genuin Spielerische, also das Ausprobieren eigener Ansätze, auch in kleineren, selbstverantworteten Gruppen – etwa im Rahmen projektartiger Arbeit – stärker in den Unterricht zu integrieren? Es ließen sich dadurch eigene Positionen leichter finden und vertreten.

Denn das Lernen darf nicht nur in kognitiven Sondersituationen stattfinden, es muß sich darüber hinaus in möglichst lebensnahen Handlungssituationen vollziehen. Der Unterricht sollte neben der gedanklich-reproduktiven auch eine ganzheitliche Tätigkeit fordern und fördern.

Das bedeutet für uns eine Erweiterung des Lernens um eine affektive, motorische und soziale Komponente. Schon die Neuorganisation des Schulalltags kann einen konkreten Ansatzpunkt bieten: So ließe sich etwa die fächerübergreifende Auseinandersetzung mit Themen durch eine entsprechende Gestaltung des Stundenplans erleichtern.

Viele Lehrer müssen auch akzeptieren, daß sich auf Schülerseite außerhalb des Unterrichtsgeschehens Kompetenzen herausbilden. Deren Einbeziehung in den Unterricht kann nicht zuletzt auch für den Lehrer selbst eine Bereicherung bieten. Zudem erfahren Schüler dadurch, wie man Mitverantwortung für die Stundengestaltung übernimmt.

Ein Rollentausch kann – ebenso wie ein Rollenspiel – bewirken, daß auf beiden Seiten das Verständnis für den anderen wächst.

Zum Schluß unserer Ausführung drängt sich zwangsläufig die Frage nach der Leistungsbewertung auf. Sicherlich kann die Schule im bestehenden Bildungssystem auf eine Bewertung grundsätzlich nicht verzichten. Daß uns Abiturienten als Resultat nach dreizehn Jahren Schule jedoch lediglich eine Zahl mit einer Nachkommastelle zugeteilt wird, erscheint uns zu reduziert, um die Fähigkeiten eines Menschen zu umschreiben.

Bei der soeben geäußerten Kritik wollen wir nicht versäumen, denjenigen zu danken, die sich in den vergangenen Jahren für uns eingesetzt haben.

Stellvertretend für das Kollegium geht unser Dank vor allem an Herrn Schünicke, der in unseren Augen für seine unermüdliche Arbeit großen Respekt verdient. Auch das sogenannte nichtpädagogische Personal verdient unsere Anerkennung: vielen Dank an Herrn Jarck, Frau Kotte und Frau Rauch. Bedanken wollen wir uns außerdem bei allen Eltern und insbesondere Schülern, die uns in unserer Schulzeit bereichert haben.

Wir verabschieden uns von unserem Jahrgang mit einem Zitat von Friedrich Schiller, an das Ihr Euch hoffentlich ab und zu erinnern werdet: „Der Mensch ist nur da Mensch, wo er spielt."

Ansprache des ehemaligen Abiturienten Professor Dr. Christian Meier

Herr Direktor, liebe Mitstreiter, Nachfolger nach 50 Jahren, meine sehr verehrten Damen und Herren,

vor fünfzig Jahren, im März 1948, haben wir, die „50-jährigen Abiturienten", unser Abitur an dieser Schule gemacht. Ziemlich lange scheint das her zu sein.

Es gab noch keine Bundesrepublik, keine DM, das Land war geteilt, große Teile von ihm frisch amputiert. Wir lebten unter britischer Besatzung.

Das Kriegsende lag keine drei Jahre zurück. Von den namenlosen Untaten, derer sich die Deutschen in NS-Regime und Krieg schuldig gemacht hatten, war zwar die Rede, gelegentlich, man hatte ja auch die Nürnberger Prozesse verfolgen können, doch wüßte ich nicht mehr zu sagen, ob wir, ob ich oder andere, die Nachrichten davon wirklich ernst genommen haben. Gewiß, wir haben sie vielleicht nicht einfach von der Hand gewiesen, aber wenn wir sie geglaubt haben, dann haben wir uns auch gegen sie gewehrt; schließlich wurden sie von den Alliierten verbreitet, die ein Interesse daran hatten, uns schlecht zu machen, und die alte Kriegsgegnerschaft war noch nicht erledigt. Wahrscheinlich war es so, wie es bei unerhörten Nachrichten häufig ist: man erschrickt, man versteht sie nicht, weiß nicht, ob man sie glauben soll und stellt sie erst einmal in einer abgelegenen Ecke des Bewußtseins ab. Im Ganzen, so glaube ich mich zu erinnern, hat diese deutsche Vergangenheit keine große Rolle gespielt. Wir saßen mit unseren Eltern – bei allen Konflikten – relativ eng in einem, noch dazu recht kleinen, Boot, hatten übrigens auch ein wenig Mitleid mit unsern vom Krieg geschundenen Lehrern. Deutschland hatte erst nur militärisch kapituliert.

Freilich gab es, auch von einigen Lehrern, Kritik am Nationalsozialismus selbst, an Krieg und Kriegführung, aber die wurde eher im eigenen Namen, im Hinblick auf uns Deutsche vorgebracht, schließlich hatten wir darunter gelitten und – zu leiden.

Ob man uns ausgiebig auf die Demokratie vorbereitet hat, wüßte ich nicht zu sagen. Wahrscheinlich haben wir sie eher durch die Praxis gelernt, später, und mancher konnte manches dann auch von den Jüngeren lernen, den 68ern. Noch gab es kein Fernsehen, kein Internet, dafür viel, viel Radio. Von Umwelt keine Rede. Was die Atombombe bedeutete, war ungewiß, sie hat uns gestört, aber umgetrieben, glaube ich, nicht.

Trotz Schulspeisung waren wir nicht gerade gut genährt. Viel Geld hatten wir auch nicht, es gab ja aber auch kaum etwas zu kaufen, außer auf dem Schwarzen Markt. Insofern herrschte relativ viel Gleichheit. Von unserer Kleidung will ich gar nicht reden; über unsere Feste würde man heute wohl nur den Kopf schütteln (wenn man sie nicht als ethnologische Besonderheit der damaligen „Eingeborenen von Trizonesien" nähme). Reisen gab es kaum; vom Ausland hatten wir so gut wie keine Ahnung; in Liebesdingen waren wir vergleichsweise unbedarft; ein Kuß war schon viel. Obwohl einer von uns, glaube ich, Vater wurde und die Schule dann verlassen mußte. Insgesamt waren wir, trotz allen Aufmuckens, relativ brav; und pflegeleicht. Wir waren ja auch – noch einmal davongekommen.

Preisträger 1998

Als beste Schüler des Jahrganges wurden ausgezeichnet:

I. Linn Wölber
II. Claudia Georgi
III. Tanja Walter

Den Ornites-Preis erhielt Tanja Walter, den Gustav-Lange-Preis erhielten Christopher Noodt und Hannes Bieger für herausragende Leistungen und besonderen Einsatz auf den Gebieten Musik bzw. Bildende Kunst.

Ricarda Proescher erhielt den Preis für besondere Verdienste um die russische Sprache.

Die Abiturientinnen und Abiturienten 1998

Erste Reihe von links: Anja Rennecke, Kristine Seip, Kim-Jasmin Kirchhoff, Anna Zimdars, Lisa Stadie, Julia Heydorn, Jessica Pokropp, Anne Katrin Zimmermann, Tanja Walter, Tim Schlösser (rechts dahinter), Christine Schubert, Ulrike Ahrens (dahinter), Tanja Stahnke, Luisa Taraz, Alice Behrendt (dahinter), Friederike Keyl, Johanna Commentz, Victoria Voss, Nina Frischeisen-Köhler, Melanie de Grahl, Anna Tode, Claudia Georgi.

Zweite Reihe von links: Jan Hinnerk Brügmann, Feliu Ros y Hildebrand, Moritz Katzer, Christian Anders, Henning Lieder, Konstantin Montana, Bernhard Schuldt, Stephan Krämer, Jakob Borgmann, Felix Gerber, Anna-Christina Liebscher, Amelie Schlüter, Patrick Neumann-Schniedewind, Enzio Reincke, Malte Hartmann (dahinter, verdeckt), Jessica Baumert, Julia Wolff (dahinter, ganz verdeckt), Christiane Dobert, Ninja Kaeser.

Dritte Reihe von links: Alexander Kastius, Robert Kettembeil, Jan-Henrik Ziesing, Felix David, Junpei Yamamori, Florian Zimmermann, Christoph Klarmann, Clemens Haar, Johanna Schmitz, Kathrin Dersch, Felix Koehn, Isabel Schulze zur Wiesch, Inga Hoff, Frederike Beckmann, Beatrix Elsner, Ricarda Proescher.

Vierte Reihe von links: Axel Poschmann, Philipp Lukas, Mathias Katte, Julius Berger, Armin Steinbach, Christopher Noodt, Hannes Bieger, David Hoehn, David Steinvorth (dahinter, verdeckt), Roman Schüßler, Sven Pecher (dahinter, verdeckt), Daniel Welberts, Linn Wölber, Felix Greve, Daniel Pelletier.

Fünfte Reihe von links: Jennifer Dixon-Baake, Sarah Paulsen.

Nicht auf dem Photo: Felix Gebhard, Simone Koch, Henriette Kuhrt, Anastassia Ladendorf, Friederike Mostler, Svenja Mueller-Haagen, Maren Schnettler, Imke Schwandt, Erik Sommer, Katharina Vogt.

Blickt man von heute aus zurück und versucht man sich in die Lage von Ihnen zu versetzen, liebe Nachfolger nach 50 Jahren, so scheinen wir damals auf einem anderen Stern gelebt zu haben. Fast alles war radikal anders als heute. Das ergibt sich schon aus dem eben Gesagten. Und so verhielt es sich auch mit unserer Zukunft.

Wir hatten 1948 eher das Gefühl, in vorläufigen Verhältnissen zu leben, aber am Ende sollte sich doch wohl, nach allgemeiner Überzeugung, irgendwann wieder die „Normalität" des gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und damit auch unseres beruflichen Lebens einstellen, wobei nur die Nazis wegzudenken waren, aber das war nicht so schwierig. Wir meinten, uns also in einem Zwischenzustand, in einer bloß unterbrochenen Normalität zu befinden. Entsprechend hatten wir, bei aller Ungewißheit, wohl kaum die Vorstellung, daß es für uns etwas anderes gäbe als das Erlernen eines Berufes, den wir dann auch bekleiden könnten, ein Leben lang, worauf die Schule so vorbereitete, wie sie das schon viele Jahrzehnte getan hatte, wenngleich mit Abstrichen und einigen Neuerungen.

Bildung konnte noch wesentlich im klassischen Sinn verstanden werden; was übrigens gar nicht so unaktuell ist, aber nicht ausreichend, auch damals nicht genügend, zur Gegenwart – und zur Zukunft vermittelt.

Unsere Eltern mochten das Gefühl haben, daß wir ihre Welt – vielleicht verkürzt um einige Dimensionen, vielleicht erweitert um einige andere – fortsetzen würden. Entsprechend brauchten wir die Welt nicht zu denken, auf die Zukunft wenig Gedanken zu verschwenden.

Im Grunde sind wir nicht nur relativ brav, sondern auch relativ bescheiden in die Welt aufgebrochen. Der Gedanke, wir würden, wenn wir erstmal könnten, unsere Welt sehr anders gestalten, ist uns kaum gekommen.

Inzwischen aber ist sie sehr, ist sie außerordentlich anders. Wir befinden uns nicht zwischen einer vergangenen und einer – entsprechend – wiederherzustellenden Normalität, sondern in einem Übergang zu etwas ganz anderem, noch nicht dagewesenem, in einem Umbruch.

Wir, die Älteren, müssen uns in Hinsicht auf das, was sich bisher schon verändert (oder auch nicht verändert) hat, Vorwürfe gefallen lassen, wonach wir die Welt so gemacht, daß wir sie jedenfalls nicht besser gemacht haben. Nicht nur Einzelne, je in ihrem Bereich, sondern auch Generationen müssen sich ja fragen lassen – und fragen –, wie sie miteinander, nach und nach, die Welt übernommen haben und wie sie sie nach und nach hinterlassen. Doch will ich hier keine Generationsbilanz zu ziehen suchen. An einer solchen Feier soll man ja nicht zurück, sondern nach vorn blicken. Das kann man – was in eines meiner Spezialgebiete führen würde – in Form von Prognosen, das kann man aber auch in der von Wünschen tun, für Sie, liebe Nachfolger nach 50 Jahren.

Ich wünsche Ihnen vor allem Glück. Wo man früher meinte, sich hocharbeiten zu können, ist ja heute für sehr viele mit Arbeit allein nicht mehr viel zu wollen. Wendigkeit, Phantasie, Zufall haben einen viel höheren Anteil am Erfolg als ehedem. Für viele von Ihnen wird nicht ein Beruf das Leben lang, sondern werden vielerlei wechselnde Tätigkeiten (wenn auch auf der Basis solider Ausbildungen) das „Arbeitsleben" ausmachen. Das kann äußerst spannend sein, eine große, fruchtbare Herausforderung, aber dazu braucht man in weit höherem Maße Glück als früher, zu „unserer" Zeit, und eben das

will ich Ihnen wünschen. Man kann es ja leider, im Unterschied zur Arbeit, nicht lernen – und auch nur bedingt „schmieden".

Und dann wünsche ich Ihnen, daß Sie viel Urteilskraft ausbilden, wie Sie sie brauchen, um sich zurechtzufinden, um der Flut der Informationen zu widerstehen, um den Kopf oben zu behalten. Auch um es besser auszuhalten in der künftigen Welt, die noch keiner kennt, die Sie unter den Ersten betreten.

Ich wünsche Ihnen, daß Sie sich treu bleiben können, indem Sie sich und diese Welt verändern, treu auf Grund dessen, was Sie mitnehmen von hier aus (und dazulernen), aber eben indem dieser Kern fähig ist, mit all den Ihnen abgeforderten Veränderungen je in lebhafter Verbindung, in Fortbildung zu bleiben, denn darauf läuft es hinaus, und darauf kommt es an, auch, gerade auch in diesem Land, in dem der Stillstand herrscht, Besitzstandswahrung die Parole ist, vom Kanzler abwärts.

Ich wünsche Ihnen sehr viel Frustrationstoleranz, damit Sie es nicht zu früh aufgeben, diese Welt zu verstehen, in ihr sich zu orientieren, auch nicht, wenn so viele Regeln und Kenntnisse dafür nicht ausreichen.

Denn das möchte ich Ihnen auch wünschen, und das hängt damit zusammen, daß Sie möglichst selbstbestimmt leben können, in menschenwürdigen Umständen, ich meine auch: in demokratischen Verhältnissen.

Und so hätte ich noch viele Wünsche, für die jetzt keine Zeit mehr ist, so daß ich mit einem, vielleicht gar dem wichtigsten enden möchte.

Ich wünsche Ihnen viel H u m o r . Humor ist bekanntlich, wenn man trotzdem lacht. Wie Ideologie, wenn man trotzdem glaubt – oder dran glauben muß; und Pluralismus, wenn man trotzdem einig ist. Und trotzdem lachen – das geht f a s t immer. Man muß es nur können. Ich wünsche Ihnen alles Gute und – daß Sie es eben können.

Ansprache des ehemaligen Abiturienten Falk Petersdorf

Liebe Abiturientinnen und Abiturienten, liebe Eltern, liebes Kollegium,

zehn Minuten für einen Rückblick auf zehn Jahre nach meiner eigenen Abiturfeier sind mir hier gegeben. Ich möchte sie nutzen, um insbesondere vor Euch, liebe Abiturientinnen und Abiturienten, meine wichtigsten Erkenntnisse des Lebens nach dem Christianeum aufblitzen zu lassen.

Die Mixtur der Gefühle, in der Ihr jetzt schwebt, spüre ich schon fast wieder in mir selbst: Eine gute Portion Stolz auf jeden Fall, das Abitur geschafft zu haben, Erleichterung nach den vielen Prüfungen. Ein wenig Traurigkeit, daß alles vorbei ist, die gemeinsamen Aktivitäten mit den Mitschülern und natürlich auch die Befürchtung, die Kameraden in den kommenden Jahren aus den Augen zu verlieren.

Dann sind da die ganz unmittelbaren Fragen an den nächsten Lebensabschnitt: Bekomme ich meinen gewünschten Ausbildungs- oder Studienplatz? Wenn ja, wo, in welcher Stadt werde ich in Zukunft leben? Das ganze „melanchiert" sich dann zu einem Kribbeln im Bauch, das Kribbeln des Abenteuers,

aber auch das Kribbeln der Ungewißheit, was wohl aus mir wird, ob ich alles schaffe, was auf mich zukommt. Gewöhnt Euch daran! Dieses Kribbeln wird Euch das ganze Leben immer wieder begleiten.

Welchen bunten Salat von Gefühlen Ihr auch in Euch spürt, ich möchte Euch Mut zurufen mit den Worten unseres Bundespräsidenten Roman Herzog: „Die besten Jahre liegen noch vor uns!"

Die Essenz aus meinen Eindrücken der letzten zehn Jahre möchte ich auf die drei wichtigsten Aussagen zusammenschmelzen:

1. „Es ist gleich, was Du tust – aber tue es gut!"

In unserem Land herrscht viel zu sehr ein allgemeiner Eindruck des Pessimismus vor. So richtig scheint man als junger Mensch ja gar nicht gebraucht zu werden, oder zumindest scheinen viele der bekannten Berufsbilder in der Arbeitswelt nicht gebraucht zu werden: Jugendarbeitslosigkeit, Juristenschwemme, Ärzteschwemme, Abbau von Kultureinrichtungen, kein Geld für dies, keine Zukunft für das, tönt es schlagwortartig laut durch die Presse.

Hier entsteht meiner Erfahrung nach ein falsches Bild unserer Zeit und vor allem ein unheimlich fader Geschmack auf der Zunge, der uns nicht recht sein kann. Die Vielfalt der Talente, Berufe und Interessen ist es, was Leben und Gesellschaft die Würze und letztendlich auch den Erfolg garantiert.

Mit Blick auf die vielfältigen Lebenswege meiner damaligen Abiturklasse fällt mir auf, daß Erfolg in jedem Beruf, auch dem verrücktesten, möglich ist. Es zeigt sich heute mehr denn je, daß Erfolg nichts mit einem bestimmten Berufszweig, mit einer bestimmten Ausbildung und schon gar nicht mit der Abiturnote zu tun hat. Gerade diejenigen, die mit ihrer Abiturnote nicht so zufrieden sind, möchte ich hier ermutigen, sich auf ihre ganz individuellen Stärken zu konzentrieren und die Chancen zu sehen und zu nutzen, die sich in der Zukunft so zahlreich bieten werden. Denn Erfolg haben die, die etwas schaffen, was andere zu schätzen wissen – egal in welchem Berufs- oder Lebensbereich.

Deshalb sollte die Wahl des Studienfaches oder der Lehrstelle nicht an kurzfristigen Arbeitsmarktprognosen ausgerichtet werden. Dafür habe ich zu viele meiner Mitstreiter scheitern sehen – entweder daran, daß sie die Lust verloren an etwas, was sie nie wirklich wollten oder daran, daß die Welt sich bei Abschluß ihrer Ausbildung schon wieder fünf Jahre weitergedreht hatte und sich plötzlich ein ganz anderes Bild bot.

Was jedoch immer bleibt, ist die Forderung nach Leistung. Leise schleichend, aber kontinuierlich werden die Ansprüche an die Leistungsfähigkeit immer höher. Das ist, als ob man nach einem wirklich guten Film vom nächsten noch mehr Spannung und Überzeugungskraft erwartet.

Was bedeutet das für uns? Was auch immer wir tun wollen, wir müssen es gut tun, so richtig zupacken. Mittelmäßigkeit reicht nicht aus. Ob als Arzt, Rechtsanwalt oder Banker, ob als Designer, Schauspieler oder Radiomoderator, und sogar – oder wahrscheinlich am wichtigsten – als Hausfrau und Mutter bzw. Hausmann und Vater.

Mit dem Abitur hier am Christianeum habt Ihr für all diese Zukunftsszenarien den Grundstein gelegt. Mein Eindruck der letzten zehn Jahre ist, daß dieses Fundament des Wissens Euch ungeahnt bessere Startchancen gibt als

der Mehrheit Eurer Altersgenossen. Ich wünsche mir, daß Ihr bei Eurem nächsten Lebensabschnitt optimistisch zupackt. Optimismus heißt hier, sich immer ein bißchen mehr zuzutrauen als man meint zu können.

2. „Lebenslanges Lernen ist der zentrale Erfolgsfaktor!"

Der Abiturient hat schon eine ganze Menge gelernt und sich für die leidigen Zensuren auch eine ganze Menge gequält. Aber man lernt ja in der Schule bekanntlich nicht für den Lehrer oder für die Zensuren – sondern für das Leben. Falsch! Man lernt auch nicht für das Leben, denn die meisten Lerninhalte wird man niemals unmittelbar nutzen. Man lernt zu lernen! Man lernt zu entdecken, zu verstehen, das Neue zu diskutieren und zu bewerten und sich dabei auch mal durchzuquälen.

Die Halbwertzeit des Wissens beträgt in vielen Bereichen heute weniger als fünf Jahre; oder einmal plakativ übersetzt: Von zehn Dingen, die heute wichtig sind, ist eins morgen schon nicht mehr interessant, aber es kommen zwei neue Dinge hinzu. Viele der älteren Bürger stehen zum Beispiel dem Computerzeitalter fassungslos gegenüber: Müllabfuhrkalender über das Internet abfragen, Reiseauskunft der Bahn über einen vollautomatisierten Call-Center, Kommunikation im Unternehmen nur noch per e-mail, bald kein Bargeld mehr, nur noch die elektronische cash-Karte? Für uns, die damit relativ locker und alltäglich umgehen, klingt die Scheu vor diesen Technologien relativ unverständlich, aber eines ist klar: Auch wir haben noch einige solcher Schocks in unserem Leben vor uns. Dann kommt es darauf an, wie schnell wir uns darauf einstellen können.

Das bedeutet für uns immer wieder: „Lernen und Vergessen". Diese Lebensregel bringt aber auch eine Menge Unannehmlichkeiten mit sich, insbesondere in Form von Verlust dessen, was uns lieb und teuer ist. Eine solche Erfahrung macht man zum Beispiel dann, wenn man nicht genau den Traumjob bekommt und stattdessen etwas vorher Unvorstellbares machen muß, um finanziell zurechtzukommen. Da wird der ausgebildete Lehrer schnell mal zum Software-Berater oder der talentierte Künstler zum Innenarchitekten. Und das sind nur die bekannten Berufe. Ständig entstehen neue Berufsbilder, wovon man sich die meisten vor fünf Jahren nie hätte vorstellen können.

Das Leben nach dem Christianeum ist also problemlos für diejenigen, für die es Routine ist, sich neuen Entwicklungen mutig zu stellen, mit Begierde umzulernen und von Gewohntem zu lassen. Aus all diesem folgt: Nicht diejenigen werden glücklich und erfolgreich sein, die heute am meisten können, sondern die sich morgen am besten auf das Neue einstellen können. Dafür gibt es nur eine Voraussetzung: Die Lust, sich lebenslang Fragen zu stellen.

3. „Leistung muß Hand in Hand gehen mit sozialer Verantwortung!"

Ein paar Fakten vorweg: Fast 1,5 Milliarden Menschen weltweit leben mit weniger als einem US-$ pro Tag. Auch in einem reichen Land wie Deutschland ist echte Armut inzwischen weit verbreitet. Nach dem Ende des kalten Krieges findet die Gewalt jetzt auf regionalen Schauplätzen statt, sei es auf dem Balkan, in Afrika oder durch radikale Gruppen direkt vor unserer Haustür. Auch unsere Umwelt wird weiterhin leise aber kontinuierlich ruiniert,

weil auch hier die politischen Prioritäten woanders liegen. Noch bedenklicher ist, daß für viele junge Leute die politischen Prioritäten überhaupt keine Rolle mehr spielen.

Wenn wir diese Rahmenbedingungen unserer Gesellschaft nicht besser in den Griff bekommen, gerät das ganze System aus den Fugen. Und dann werden wir auch unsere individuellen Fähigkeiten nicht gebührend entfalten können, um die Leistungen zu erbringen, auf die wir so stolz sind. Aber nur wer etwas leisten kann, hat auch die Fähigkeit, soziale Verantwortung zu übernehmen. Und wer etwas Leisten kann, hat um so mehr die Pflicht, soziale Verantwortung zu übernehmen.

Deshalb ist vor allem hier auch Engagement außerhalb von Ausbildung und Beruf dringend gefordert. Dabei ist nicht unbedingt gefragt, sein Leben einem moralisch höheren Zweck zu widmen. Gefragt ist von jedem nur ein kleiner Beitrag, für den sich schon ab morgen für Euch zahlreiche Möglichkeiten ergeben werden; zum Beispiel durch eine Beteiligung an einer studentischen, einer politischen oder sozialen Vereinigung, oder durch ein Sozialpraktikum, vielleicht auch im Ausland. Oder auch nur dadurch, einmal die Wahlprogramme der Parteien vor der anstehenden Bundestagswahl aufmerksam zu lesen. Das alles zählt zur sozialen Verantwortung.

Ich wiederhole einen Satz, den ich an gleicher Stelle vor zehn Jahren gesagt habe und der immer noch gilt: Wir hier am Christianeum hatten und haben die optimalen Voraussetzungen, die geistigen Qualitäten, die materielle Sicherheit und die Freiheit. Die Freiheit, zu entscheiden, wie wir unsere Fähigkeiten einsetzen, für unser eigenes Wohl und für das Wohl der anderen. Diese freie Entscheidung mit Leben zu füllen, ist wahrscheinlich die schwierigste Herausforderung, die demnächst auf Euch zukommt.

Zum Abschluß wünsche ich mir, daß jeder von Euch so verrückt ist zu glauben, daß sein Leben einen Einfluß auf diese Welt hat. Denn nur diejenigen, die verrückt genug sind zu glauben, daß sie die Welt verändern können, sind letztendlich auch die, die es wirklich tun.

Vielen Dank für die Aufmerksamkeit und viel Erfolg den Abiturientinnen und Abiturienten.

Kindheitsmuster international

Eine Veranstaltung der Klasse 7a im Literarischen Café – Werdegang eines Gruppenprojekts

Am 1. Oktober fand im Literarischen Café des Christianeums unter Leitung von Frau Schwarzrock und unter Mithilfe von Frau Plog-Bontemps eine ganz besondere Veranstaltung statt: „Kindheitsmuster international", so der etwas abstrakte Titel des Programms, für das sich die Schüler der Klasse 7a Beeindruckendes hatten einfallen lassen.

Der Abend war unterteilt in sechs Darbietungen unterschiedlicher Nationalität, die von gemischten Gruppen, bestehend aus vier bis fünf Schülern und Schülerinnen, aufgeführt wurden.

Den Auftakt bildete die Russisch-Gruppe und ihre Auseinandersetzung mit Leo Tolstois „Kindheit". Die Kinder versuchten, ihre Arbeit mit einer kontroversen Buchbesprechung zu verdeutlichen, indem sie den Inhalt bewußt subjektiv und auch auf die heutige Zeit bezogen, reflektierten. Daß viele Kinder ihren Zugang zu literarischen Themen über das Theaterspiel fanden, konnten wir hier wie bei allen anderen Gruppen sehen. Mit prachtvoll ausgestatteter Kostümierung stellten sie eine Szene aus einer Erinnerung Tolstois an eine Familienbegebenheit nach.

Die folgende Gruppe beschäftigte sich mit dem bekannten Buch „Memed mein Falke" des türkischen Schriftstellers Kemal. Zunächst stellten die Kinder einleitend Autor, Roman und Hintergrund vor, um auf eine Spielszene aus dem Buch einzustimmen. Aus dem konzentrierten Spiel, der authentischen Kostümierung, der sparsamen, aber wirkungsvollen Ausstattung und der Overhead-Projektion von Landschaftsbildern entfaltete sich eine orientalische Atmosphäre, die – nicht zuletzt durch das auf türkisch gesungene Schlaflied – das Publikum vollständig in seinen Bann zog. Abgerundet wurde das Programm der Gruppe mit dem Vortrag eines Interviews, das mit einer alten Frau aus dem Südwesten der Türkei geführt und protokolliert worden war.

Vor der Pause versuchte die Italienisch-Gruppe, eine kleine literarische Reise von den Bergen Friauls zur Zeit des Zweiten Weltkriegs über Neapel ans Meer und wieder zurück in den Norden in die heutige Zeit zu unternehmen. Kindheitserinnerungen eines italienischen Großvaters, Kurzgeschichten von Raffaele La Capria und einem Debutroman der jungen italienischen Autorin

Die „Türkisch-Gruppe" mit einer Szene aus Kemals „Memed mein Falke". (v. l.: Paul Petersen, Nicolai Bastmeyer, Suna Turhan-von Leffern, Ole Holtz)

Chiara Zocchi versuchte die Gruppe durch pointierten Einsatz theatralischer Elemente, wie etwa Projektionen von Landschafts- und Ortsaufnahmen und einem stimmungsvollen Bühnenbild in Form des Schattentheaters, ihren jeweils eigenen Ausdruck zu verleihen. Mit Lesung, durchsetzt von kleinen Spielszenen, aber vor allem freiem Monolog gelangen Momente von beeindruckender Intensität.

Derartig eingestimmt wurde das Publikum in die Pausenhalle zu einem internationalen Buffet entlassen, das Eltern der Schüler vorbereitet hatten. Doch auch hier gab es einen weiteren Programmpunkt zu bestaunen. Als ob nicht genug Arbeit in den einzelnen Projektgruppen geleistet worden wäre, fanden sich alle Mädchen zu einem Jazzdance zusammen. Die Choreographie zu dem russischen Popsong war mit Unterstützung einer Schülerin aus der Oberstufe entwickelt worden. Die Jungen der 7a waren offensichtlich begeistert – lautstark forderten sie eine Zugabe.

Nach der Pause gab es einen weiteren Höhepunkt des Abends. Die Deutsch-Gruppe setzte in einer verblüffend gekonnten und perfekten Weise Judith Kerrs Buch „Als Hitler das rosa Kaninchen stahl" in Szene. Abschnitte des Buches wurden in der Chronologie eines Tagebuchs bzw. in Briefform vorgetragen. Mit dem Einsatz von detailgenauer Kostümierung, stimmigen Hintergrundgeräuschen und Projektoreinblendungen nahm das Publikum im wahrsten Sinne des Wortes teil an der Flucht einer jüdischen Familie über die Schweiz und Frankreich nach England. Die Schrecken des Holocaust wurden in einem anschließenden fiktiven Interview zwischen der Buchautorin und der halbjüdischen Schriftstellerin Ingeborg Hecht, die sich einige Zeit vorher persönlich der Klasse vorgestellt hatte, weiter thematisiert. Behandelt wurde das jüdische Schicksal derer, die in Deutschland geblieben waren, und der Emigranten. Hier überzeugte besonders die Klarheit im Umgang mit dieser schwierigen Problematik.

Hier sei zu erwähnen, daß dem Publikum Hervorragendes geboten, aber auch Konzentration abverlangt wurde. Leider brachte es der Abend mit sich, daß die letzten Gruppen nicht mehr mit der gleichen ungeteilten Aufmerksamkeit bedacht wurden wie die vorhergehenden. Doch auch die beiden letzten Gruppen leisteten Beachtliches.

„Der Junge aus London" von Magorian war das Thema der Englisch-Gruppe. Zur Einleitung wurde eine Zusammenfassung vorgetragen. Anschließend hatte die Gruppe eine einfache Szene ausgesucht, die allen Beteiligten die Freiheit zur kreativen Ausgestaltung gab. Den Abschluß bildeten die Gedanken und Vorstellungen eines Jungen, der demnächst die Klasse verlassen wird, weil er mit seinen Eltern nach England zieht.

Den letzten Programmpunkt des Abends bildete die Hebräisch-Gruppe. „Samir und Jonathan" von Daniella Carmi, das Schließen einer Freundschaft zwischen einem Palästinenserjungen und einem Israeli in einem Krankenhaus.

Zur Erläuterung wurden eingangs mit einer Landkarte die komplizierten politischen und geographischen Verhältnisse erörtert sowie die Autorin vorgestellt. In drei ausgesuchten Szenen machte die Gruppe den stark parabelhaften Charakter des Buches sichtbar, das um Freundschaft, Tod und die Aussichtslosigkeit von Frieden auf diesem Planeten kreist, so daß die Jungen ihn in ihrer Sehnsucht nur auf dem Mars finden – in der Realität ein Computer-

spiel. Liebevoll gestaltete Bühnenbild-Elemente und Dekorationen unterstrichen die Phantasien.

Der Abend war für alle Beteiligten – Schüler, Eltern und Lehrer – ein großer Erfolg, der sich in dieser Form aus der Sicht der Mühen in den einzelnen Gruppen nicht unbedingt abzeichnete. Das ganze Projekt hatte eine Eigendynamik entwickelt, die keiner so vorhergesehen hatte und – im Nachhinein betrachtet – unter normalen schulischen Voraussetzungen auch gar nicht hätte realisiert werden können. Ohne die massive Unterstützung durch die Eltern hätte Frau Schwarzrock bei der Koordinierung der Gruppen scheitern müssen. Inhaltliche Auseinandersetzungen, Probleme bei der Art der Umsetzung, persönliche Differenzen in den Gruppen, die es ohne Ausnahmen überall gab – all das erforderte, den Gruppen weitaus mehr Zeit und Betreuung zu geben, als man im normalen Deutschunterricht hätte zugestehen können.

Dabei stand der abschließende Abend im Literarischen Café zuerst gar nicht so sehr im Vordergrund. Zwar war durchaus die Idee vorhanden, einen Abend mit Kinderliteratur aus sechs Sprachkreisen zu veranstalten – der recht vielfältige internationale Hintergrund bei den Schülern der Klasse 7a lieferte die Inspiration dafür. Eltern mit einem Bezug zu der jeweiligen Sprache trafen sich, um zu recherchieren und Titelvorschläge zu machen. Es gab auch andere Ansätze, sich mit dem Thema Kindheit auseinanderzusetzen, wie z. B. Interviews mit Großeltern oder anderen älteren Menschen. Doch bereits hier wäre es sinnvoll gewesen – hätte Frau Schwarzrock die Möglichkeit gehabt – vorübergehend vermehrt Doppelstunden anzusetzen oder etwa auf Referendare zur Unterstützung zurückzugreifen. Viele Schüler hatten Schwierigkeiten, ihre Termine abzustimmen, wenn sie sich außerhalb der Schule zu Proben verabreden wollten. Natürlich gab es auch noch solche, die ohne Hilfe von außen zurechtkommen wollten.

Es war ein erfolgreicher, aber mühsamer Prozeß, denn es gab keine Strukturen, und die Inhalte mußten erkannt, erfaßt, diskutiert und umgesetzt werden. Die mangelnde Erfahrung der Gruppen mit der Teamarbeit führte natürlich dazu, daß sich sofort die Leistungsstärkeren an die Spitze setzten und andere durch Passivität und Desinteresse das Vorankommen erschwerten – zu unklar war zunächst die Zielsetzung und der Abend noch in weiter Ferne. Das Näherrücken des Termins erhöhte den Druck enorm. Plötzlich gab es Bewegung. Nachdem sich in manchen Gruppen Ablehnung und Desinteresse gegenüber den Aktiven manifestiert hatte, wuchs doch die Einsicht, daß man nur gemeinsam zum Erfolg kommen konnte – und in der Tat, das Ergebnis konnte sich sehen lassen. Unbestritten ist auch, daß alle Schüler diese Projektarbeit im Nachhinein als positiv empfanden, weil sie erkannten, daß eine freie Herangehensweise erwünscht war. Im übrigen war Bestandteil des Projekts, eine gemeinsame Beurteilung des Arbeitsprozesses zu formulieren.

Auffallend war, daß sich vorrangig die Mädchen äußerst aktiv und verantwortungsbewußt zeigten. Die Frage, ob Gruppenarbeit in dieser Altersstufe dann überhaupt Sinn macht, stellt sich dennoch nicht. Wir denken, der Nutzen ist für alle ersichtlich. Immerhin gab es Kinder, deren Interesse an einer Sprache geweckt wurde, mit der sie in dieser Form noch nicht in Berührung gekommen waren. Es wäre also sinnvoll, wenn sich die Schüler öfter mit Gruppenarbeit und -prozessen in viel kleinerem Maßstab befassen könnten,

so daß von vornherein eine Form der konstruktiven Auseinandersetzung eingeübt wird. Hier wären pädagogische Erfahrung und Hilfestellung enorm hilfreich. Projekte dieser Art können die hier vorherrschende Unterrichtsform sinnvoll ergänzen – ohne gleich eine verhärtende Debatte über grundsätzliche Positionen zu frontalem und offenem Unterricht lostreten zu wollen. Konstruktives Arbeiten innerhalb einer Gruppe, Einfluß nehmen, Argumente austauschen, Kompromisse eingehen oder durchsetzen, steuern – das Wissen um eine Dynamik im Umgang mit Menschen, die aufeinander angewiesen sind, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen, ist ein Know How, das bekanntermaßen in der Berufswelt als ein nicht unerhebliches Beurteilungs- und Qualitätsmerkmal gesehen wird.

Donatella und Ulrich Velte

Chronik vom 13. Mai bis 31. Oktober 1998

Mai 1998

12.–4. 6. Ausstellung der Gemeinschaftskunde-Grundkurse (Frau Fricke-Heise, Frau Schultz-Buhr) in der Pausenhalle über das Thema „*Soziale Randgruppen in Hamburg*".

14. *Literarisches Café:* „Frauenzimmerarbeiten" und „weibliche Pferdefüße" – Zum 150. Todestag von Fanny Mendelssohn-Hensel. Wiederholung des Vortrages der ehemaligen Christianeerin Nina Nowack über das Leben und Schaffen der Komponistin mit Musikbeispielen.

26. Das *Literarische Café* wird fünf Jahre alt. Gefeiert wird mit *Witzigen Schulgeschichten*, Kaffeehaus mit Kaffeehaus-Musik, Literarischen Rätseln, Parodien und Satiren, *Ödön-von-Horvath-Collage*, der Band *Nutrasweet* und einem „*Bring & Buy*"-Buffet.

28. Aktionstag der Hamburger Schulen gegen den Bildungsabbau. Demonstration auf der Moorweide unter Beteiligung zahlreicher Schüler, Eltern und Lehrer des Christianeums.

Literarisches Café: „Ein Schulmädchenrapport am Christianeum" (Physik ohne Jungs). Ein „Wissenschaftlicher Bericht" von dem Mädchen-Physikkurs der Vorstufe unter Peter Haustein.

Juni 1998

4. Hospitation von Frau Köllisch und Frau von Vogel von der Grundschule Klein Flottbeker Weg im Christianeum

Literarisches Café: Bundeswehr in der Krise? Die SV veranstaltet eine Diskussion mit Vertretern der Führungsakademie Hamburg und Mitgliedern pazifistischer Organisationen.

5. Beim diesjährigen *Bundesfremdsprachenwettbewerb* für die Sekundarstufe I waren folgende Schülerinnen und Schüler erfolgreich:

1. Preise	Mareike Rieger, 10c	Englisch
	Jeanine Reinecke, 10b	Russisch
	Johannes Bauer, 9c	Latein

2. Preise	Katharina Kern, 10b	Russisch
	Alberta Rohardt, 10b	Russisch
	Friedrich von Spee, 9b	Latein und Englisch
3. Preise	Anna Stein, 10b	Englisch
	Jeanine Reinecke, 10b	Englisch
Anerkennung:	Philipp Degenhardt, 9c	Latein

Abends: Abi-Ball in der Aula

9. Sportfest der Klassen 5–9. Die 10. Klassen und die Vorstufe sind als Schiedsrichter eingeteilt.

10. Lehrer des Christianeums hospitieren an der Schule Klein Flottbeker Weg

11. Die Abiturienten laden zum Picknick in der Kiesgrube Rissen ein.

16.–19. Mündliches Abitur

17. Johanna Ziegler (II. Sem.) belegt mit ihrer „*Lore Ley*"-Variation einen beachtlichen dritten Platz im Heinrich-Heine-Schreibwettbewerb

18. *Literarisches Café:* Irene Strothmann: „Das schaffst du nie!" – Lesung und Sprachspiele für die 5. Klassen

21. Die Brass Band – Leitung Werner Achs – spielt in der Waitzstraße anläßlich des 100jährigen Bestehens des neuen Rathauses in Altona.

23. Die Theatergruppe der 5. Klassen unter der Leitung von Johannes Walde führt „*Das kleine Gespenst*" nach O. Preussler auf

24.–26. Erdkunde-Exkursion eines Vorstufenkurses unter der Leitung der Referendarin Frau Becker nach Ludwigslust und Neustadt-Glewe.

25. Exkursion zweier Chemiekurse der Vorstufe zur Shell-AG unter der Leitung von Herrn Schulz und Herrn Weigel.

Abends: Konzert des Orchesters und der Brassband in der Aula.

26. Vier Klassen beteiligen sich unter der Leitung von Herrn Petrlik mit Werken aus dem Unterricht an der Ausstellung zum Thema *Jakob* in der Katharinenkirche.

Abends: Feierliche Abiturienten-Entlassung mit einer Aufführung der *Carmina Burana*

29. Sporttag der 6. Klassen zusammen mit den 6. Klassen der Gymnasien Othmarschen und Altona

Abends: Orchesterkonzert, Leitung Johannes Walde

30. Die Mädchen-Hockeymannschaft erreicht einen zweiten Platz bei den Kleinfeld-Meisterschaften der Hamburger Schulen.

„*Seefahrt nach Rio*". Es spielt die Brassband. Leitung: Werner Achs.

Juli 1998

1. Die Schüler des GK Geschichte von Frau Schultz-Buhr besuchen in Frankfurt die Ausstellung „*1848*".

2. Herr Maris, Sozialarbeiter in Mümmelmannsberg, hält vor den Klassen 10 a und 10 b einen Vortrag über „Armut in Hamburg".

Die Jungen-Hockeymannschaft erreicht einen dritten Platz bei den Kleinfeld-Hockey-Meisterschaften der Hamburger Schulen.

7. „*Die Schildbürger*". Singspiel von Günther Kretzschmar. Aufführung der 5., 6. und 7. Klassen für die Mitschüler.

8. Letzter Schultag. Verabschiedung des stellvertretenden Schulleiters Herrn Grundt sowie von Herrn Bochow und Herrn Gronwald. Frau Holz wechselt an ein anderes Gymnasium.

August 1998

20. Herr Prigge tritt sein Amt als neuer stellvertretender Schulleiter an. Als neue Kollegiumsmitglieder werden Herr Burde (Englisch/Mathematik), Frau Menke (Deutsch/Gemeinschaftskunde/Geschichte), Frau Schröder (Deutsch/Englisch), Frau Sievers (Englisch/Religion) und Herr Voskuhl (Latein/Griechisch) von Herrn Andersen begrüßt.

24. Feierliche Einschulung von 132 Fünftkläßlern mit einer Aufführung des Singspiels „*Die Schildbürger*" unter der Leitung von Dietmar Schünicke.

27. *Literarisches Café:* Podiumsdiskussion unter der Leitung von Mitgliedern des LK Gemeinschaftskunde mit den Wahlkreiskandidaten für die Bundestagswahl.

September 1998

1. Die diesjährige Austauschgruppe aus Shanghai – 15 Schülerinnen und Schüler sowie zwei Begleiter – besucht das Christianeum.

3. *Literarisches Café:* Neue Bilder von einer langen Reise – Die Raumsonde Galileo. Ein Vortrag von Dr. Henning.

4. Herr Dr. Tode wird, begleitet von seiner Frau, mit einem Empfang bei Bundespräsident Herzog im Schloß Bellevue für sein langjähriges Engagement für den Geschichtswettbewerb „Spuren suchen" geehrt.

8. Das Christianeum erhält einen Sonderpreis über DM 400,– des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Technologie für die Unterstützung des Bundeswettbewerbs *Jugend forscht.*

10. *Literarisches Café:* Von Schmerz und Vernunft *oder* Wie treffe ich Joseph Brodsky? Ein fiktiver Dialog aus Gedichten und Prosa, vorgetragen, gespielt und gelesen von Carola Siepmann und Thomas Schöpel. Saxophon: Anne Wiemann.

11. Das *Bujazzo* (Bundesjugend Jazz Orchester) gibt um 12 Uhr ein Konzert in der Aula des Christianeums.

12. *Die Römer kommen* – die sieben altsprachlichen Gymnasien Hamburgs stellen sich auf dem Anleger am Jungfernstieg vor.

Während des Festivals *Hamburg jazzt* spielt die Brassband – Leitung Werner Achs – auf der Moorweide.

13. Der LK Russisch (I. Semester) besucht mit ihrem Lehrer Herrn Meier die Lesung „*Mein ferner lieber Mensch – Briefwechsel Anton Tschechow/Olga Knipper*" in den Hamburger Kammerspielen.

14. Frau Alina Gnedasch aus St. Petersburg beginnt ein vierwöchiges Praktikum am Christianeum.

15. „*Die Schildbürger*" – Aufführung für die Grundschulen der Umgebung.

LAU – Untersuchung der Lernausgangslage der 7. Klassen.

16.–30. 14 Schülerinnen und Schüler sind zusammen mit Herrn Meier und Frau Baumann zu Gast in St. Petersburg: der neunte Schüleraustausch zwischen der 506. Schule und dem Christianeum.

17. *Literarisches Café:* „Alles kommt auf die Beleuchtung an" – Theodor Fontane zum 100. Todestag. Schüler, Eltern und Lehrer lesen und kommentieren selbstgewählte Stellen.

18./19. In der Sporthalle des Christianeums findet ein Internationales Gehörlosen-Tischtennis-Länderturnier statt.

21.-24. Wiederholung der Tests zur Lernausgangslage der 7. Klassen.

24. *Literarisches Café:* Roswitha Quadflieg liest aus ihrem Buch „*Wer war Christoph Lau?*"

25. Konzert der Brassband in der Strafanstalt Fuhlsbüttel.

27. Der Schulleiter nimmt im Namen des Christianeums am feierlichen Hochamt aus Anlaß des 50jährigen Bestehens der katholischen Grundschule Blankenese teil.

30. Sechs Schülerinnen und Schüler des I. Semesters fliegen im Rahmen des Schüleraustausches zu unseren Partnerschulen nach Shanghai.

30.9.-30.11. Svetlana Charaim und Vera Solovjova von der 506. Schule in St. Petersburg nehmen für zwei Monate am Schulleben des Christianeums teil.

Oktober 1998

1. *Literarisches Café:* Kindheitsmuster, international – Ein Projekt der Klasse 7a, Leitung Ulrike Schwarzrock und Suzanne Plog-Bontemps.

2. Die drei Leistungskurse Deutsch des I. Semesters besuchen unter der Leitung von Herrn Hirt, Herrn Schäfer und Herrn Stüsser-Simpson über das Wochenende Weimar.

5. Die SV-Wahlen finden statt.

8. *Literarisches Café:* „Wilhelm Busch – Die Lust an der Katastrophe. Bildervortrag und Gespräch mit Frank Pietzcker.

9. Das *English Theatre* spielt in der Schule für das erste und dritte Semester Shaw's *Pygmalion* und für die Klassen 9 und 10 ein Stück über die Drogenproblematik.

25. 10.–7. 11. Herr Starck und Frau Dittmann begleiten eine Gruppe von 22 Schülerinnen und Schülern im Rahmen unseres Schüleraustausches nach Chicago.

26.–29. Die Schülerinnen Nina Horn und Charlotte Paetzold nehmen an der Veranstaltung „*Jugend im Parlament*" teil.

27. Während eines Projekttages im Museum für Vor- und Frühgeschichte in Harburg erkundete die Klasse 6b die Lebensweise der Menschen in der Alt-und Jungsteinzeit, lernte Steinwerkzeuge herzustellen und Feuer zu entfachen. Leitung Frau Fricke-Heise.

29.–31. Schülerratsreise der Klassen- und Stufensprecher mit Herrn Schünicke an den Brahmsee.

Dr. Gerhard Renn

* 2. August 1913 † 8. Mai 1998

Nachruf folgt

Klaus Grundt pensioniert

Noch am 2. März dieses Jahres konnte das Kollegium seinen langjährigen stellvertretenden Schulleiter anläßlich seines 25jährigen Jubiläums in diesem Amt ausgelassen würdigen. Vier Monate später wurde wieder gefeiert, aber diesmal deutlich verhaltener und nicht ohne Wehmut: Klaus Grundt ist mit Beginn der Ferien in den Ruhestand gegangen.

Sein Entschluß, nicht mehr bis zum offiziellen Pensionsalter auszuhalten, entsprang weniger einer vorwärts gerichteten, auf neue Aktivitäten zielenden Lebensplanung, als vielmehr einer betrüblichen, zunehmend spürbaren gesundheitlichen Beeinträchtigung. Ein schmerzhaftes Gelenkleiden hatte selbst die tägliche Autofahrt nach Othmarschen mit ihren unvermeidlichen Schaltvorgängen zur regelmäßigen Qual gemacht.

Klaus Grundt war im Christianeum seit seiner Referendarszeit vor 35 Jahren verwurzelt. Aus seiner Heimatstadt Lübeck hatte er die Freude am Rudern mitgebracht und war mit der für ihn zunächst gleichgewichtigen Fächerkombination Mathematik und Sport in den hamburgischen Schuldienst eingetreten. Den Umzug der Schule von der Behring- in die Otto-Ernst-Straße hatte er bereits als Sportfachvertreter mitorganisiert, wenig später wählte ihn das Kollegium zu seinem stellvertretenden Schulleiter. Er hatte die Planung und den Neubau des Christianeums aus nächster Nähe miterlebt und begleitet. Aus jener Zeit hatte sich bei ihm ein tiefer Respekt vor dem Architekten Arne Jacobsen und viel Verständnis für dessen Konzeption erhalten. Und so wurde Herr Grundt in den zurückliegenden Jahren so etwas wie ein Gralshüter des Jacobsenschen Erbes: Keine gestalterische Veränderung, keine noch so geringe farbliche Abweichung von den Vorstellungen des dänischen Meisters fand vor seinen Augen Pardon, und jeder akzeptierte das.

Mit der Stundenreduzierung, die sein Leitungsamt erforderte, konzentrierte sich Herr Grundt ganz auf den Mathematikunterricht, wo er alle Register seiner Erklärungskunst, seiner Schlagfertigkeit und seines Erfindungsreichtums ziehen konnte. Er war ein Meister im Hervorzaubern kniffliger Denksportaufgaben und verstand es, bei kleinen wie großen Schülern ein nahezu sinnliches Verhältnis zu einem Fach aufzubauen, das meist zu unrecht im Ruf der Trockenheit steht. An einen „Grundt-Kurs" im wahrsten Doppelsinn des Wortes zu geraten, galt unserer Oberstufe als Glücksfall. Auch die weniger aufgeschlossenen Schülerinnen und Schüler bekannten, nun endlich begriffen zu haben, was eigentlich Mathematik sei. Und wem auch dieses Erlebnis

versagt blieb, fand sich gelegentlich zu ergiebigen und anregenden Förderstunden – privatissime et gratis – im Amtszimmer des Stellvertreters wieder.

Mehr als ein halbes hundert Mal hat Herr Grundt, in dem eingespielten Gespann zusammen mit Herrn Dr. Tode, den besonders komplizierten Stundenplan des Christianeums aufgestellt, ein feingesponnenes, sensibles Gesamtkunstwerk, das am Ende allen davon Betroffenen höchsten Respekt abnötigte. Daneben jonglierte Herr Grundt souverän und vorausschauend mit den diversen Kassen und Konten, die in einer so großen Schule einer erfahrenen Verwaltung bedürfen.

Sein ruhiges, bedächtiges und bescheidenes Wesen wirkte sich wohltuend auf das Klima am Christianeum aus. Jeder bewunderte sein Organisationstalent und seine unermeßliche Geduld. Wer allerdings so unklug war, seinen gradlinigen Vorstellungen von Pflicht und Verantwortung unangemessenen Widerpart zu bieten, konnte auch schon einmal eine Abfuhr erleben, die er sich kein zweites Mal zuziehen mochte.

Alle, die mit Herrn Grundt näher zusammenarbeiteten, schätzten seinen feinsinnigen Humor, seine Fähigkeit, leise-verschmitzt in sich hineinzulachen. Dieses Lachen wurde in den letzten Jahren weniger. Auch seine Geige, mit der er sich gelegentlich dem Orchester zugesellte, ist schon lange nicht mehr ausgepackt. Darum mischen sich zu den aufrichtigen Wünschen, die ihn von allen Seiten in seinen Ruhesitz am Nordrand der Lüneburger Heide begleiten, vor allem auch solche, die seine Gesundheit betreffen.

Dank und Anerkennung des Christianeums, um das er sich vielfältig verdient gemacht hat, werden ihm hoffentlich noch lange nachhallen.

Ulf Andersen

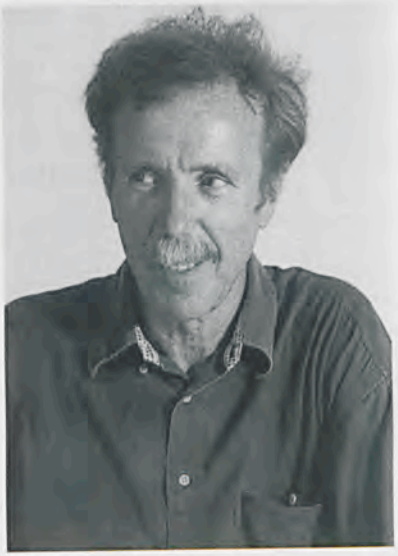
Zur Pensionierung von Jürgen Bochow

Lieber Jürgen,

nun bist Du also Pensionär, eine absurde Vorstellung, selbst wenn mich Deine Geste anrührt, schon vorzeitig mit 62 Jahren den „Dienst zu quittieren", um wartenden jungen Lehrern Platz damit zu machen. Jeder „Nachruf zu Lebzeiten" verbietet sich angesichts Deiner Sportlichkeit, Deiner Vitalität und Deiner Zukunftsprojekte; deswegen hoffe ich, mit der Form des Offenen Briefes dem lähmenden Lob und der mumifizierenden Würdigung etwas entgehen zu können.

Vor 27 Jahren bei meinem eigenen Eintritt ins Christianeum hattest Du hier schon fünf Jahre lang als Mathematik- und Physiklehrer unterrichtet, der damals reformbewegten Schülergeneration sicherlich neugierig begegnend, ihren Forderungen mit der Dir eigenen nachdenklich – konzentrierten Miene zuhörend und wahrscheinlich die schulinternen Veränderungen kräftig unterstützend. Soweit ich Dich später erlebt habe, warst Du jedenfalls immer ein entschiedener Fürsprecher von selbstbestimmtem Lernen. Unaufdringlich und leise, notfalls jedoch auch in scharfgeschliffenen kurzen Äußerungen, stelltest Du Dich in Konferenzen allen Gängelungsversuchen von Seiten der

Schulbehörde klar entgegen und plädiertest für schulische Freiheit und Selbstverantwortung. Selten habe ich einen konzentrierteren Zuhörer als Dich erlebt. Wenn ich Dich richtig verstanden habe, war Dir sowieso das Reden über Pädagogik und neue Konzepte ziemlich unwichtig; entscheidend ist für Dich immer das Zusammenarbeiten und Sich-Abarbeiten an einer gemeinsamen Sache gewesen, das Entdecken von Möglichkeiten und Alternativen und der Prozeß des kreativen Denkens, nicht die eindeutige Lösung. Das Gewicht auf die Entwicklung der Lehrerpersönlichkeit zu legen, ist grundlegend für Deine 20jährige Arbeit als Fachseminarleiter gewesen. Ganz ungeschützt und altmodisch konntest Du spielerisches Experimentieren als „erfüllend" und „beglückend" bezeichnen. Du hast es wohl kaum je nötig gehabt, den Schülern Angst einzuflößen und sie mit dem herabsetzenden Hinweis kleinzumachen, es fehle ihnen die Fähigkeit zum „abstrakten Denken". Wie gern hätte ich als eine der vielen Mathe(lehrer)geschädigten einen Lehrer wie Dich gehabt, zumal Du mich sicher auch mit Deinem Bemühen hättest fesseln können, mathematische Sachverhalte so in Worte zu fassen, daß es präzise und schön zugleich sei.



Die hier deutlich werdende artistische Haltung ist auch die Wurzel Deiner Leidenschaft für die Musik. Du beherrschst immerhin drei Instrumente – Geige, Bratsche und Cello – und kannst Deine Musikalität im Schulorchester und vor allem im Streichquartett souverän einsetzen. Dabei ist es Dir auch oft gelungen, eine Brücke zwischen den Generationen zu schlagen und in der musikalischen Praxis engen Kontakt zu ehemaligen Schülern zu halten. Ich wünsche mir, auch nach Deinem Abschied vom Christianeum gelegentlich Kostproben Deines Könnens zu hören.

Erst spät, glücklicherweise nicht zu spät, habe ich mitbekommen, daß Du nicht nur ein homo ludens, sondern auch ein homme de lettres bist. Verblüfft hast Du mich vor einiger Zeit nach einem Annette-von-Droste-Hülshoff-Abend im Literarischen Café, als Du fragtest, wieso wir nichts aus ihrem Epos „Das Hospiz auf dem großen Sankt Bernhard" in unsere Textcollage aufgenommen hätten: Die Bergwelt sei hier doch wie kaum sonst irgendwo so eindrucksvoll und schön dargestellt! Da sprach der langerprobte Bergwanderer und trainierte Skilangläufer, aber auch der literarische Kenner, für den Dichtung zur Lebenskunst dazugehört.

Es ist schon ermutigend für mich, Menschen wie Dich kennengelernt zu haben, die ohne Bitterkeit, ja überwiegend heiter und aufgeschlossen, ihren

Lehrerberuf ausgeübt haben. Der Satz, den ich kürzlich gelesen habe – „Lehren heißt zeigen, was man liebt." –, scheint auf Dich zugeschnitten zu sein. Ich wünsche Dir und Deiner Frau anregende Reisen, intensive musikalische Erlebnisse und interessante Begegnungen und hoffe, daß Du oft mit Deinen pädagogischen Ideen den Weg in unsere Schule findest.

Herzlich Deine Ulrike Schwarzrock
Im August 1998

Dietrich Gronwald im Ruhestand

Nach dem Referendariat kam Herr Gronwald im August 1972 ans Christianeum. Am letzten Schultag vor den Sommerferien 1998 wurde er in den verdienten und sicher nicht müßigen Ruhestand verabschiedet. Als engagierter Pädagoge und gesprächsbereiter Kollege brachte er sich in einer liebenswerten unaufdringlichen Art ein, beharrlich, wenn nötig, aber vor allem unverbissen, als einer, der nicht nur über die Ungereimtheiten des Schulalltags und des Lehrerberufs, sondern auch über sich selbst lachen kann. So verwaltete er viele Jahre die Hilfsbücherei und noch länger bis zur Pensionierung die Oberstufenbibliothek, deren Ausbau und Aufsicht ihm am Herzen lagen. Er konnte zuhören, aber auch deutlich die Sachlage und nötige Konsequenzen aufzeigen, engagiert und sachlich zugleich. Wir werden ihn im Schulalltag vermissen.

Zunächst arbeitete Herr Gronwald nach Abitur und kaufmännischer Lehre in seinem erlernten Beruf, auch eineinhalb Jahre in den USA. So ist es nicht verwunderlich, daß er nach einigen Jahren im Kaufmannsberuf nicht nur sein altes Hobby Geschichte, sondern auch die Anglistik zum Studienschwerpunkt machte. Seinen kaufmännischen Hintergrund konnte erahnen, wer die fein säuberlichen Korrekturen und Listen sah, die irgendwie die beruhigende Solidität des handgeschriebenen Journals vergangener Zeiten wachriefen.

Herr Gronwald hat es verstanden, seine Klassen und Kurse menschlich zusammenzuführen, ein verläßlicher Lehrer, der mit allen Schülern, auch den problematischen, eine Gesprächsebene fand. Seine Schüler schätzten an ihm, daß er Detailkenntnisse und zugleich Überblick und Zusammenhänge nahezubringen verstand. Auch im Kollegium war es nicht anders. Wer ihn fragte,

erhielt kollegialen Rat oder fachliche Auskunft. Manches versprengte Literaturzitat konnte er sofort oder in kürzerer Zeit als mancher Deutschkollege einordnen. Daß Unterricht Kindern und Jugendlichen in erster Linie Spaß zu machen habe, war wohl nicht seine Ansicht. Es lag ihm vielmehr am Herzen, etwa im Geschichtsunterricht, Freude am Arbeiten und am Thema in den Klassen und Kursen im unterrichtlichen Miteinander aufzubauen. Sein weiter Bildungshorizont belebte seinen Unterricht. In den letzten Jahren brachte er sich auch gerne in den Kunstgeschichtsunterricht im Wahlpflichtbereich der Mittelstufe ein. In diesem Unterricht konnten seine umfangreichen kunstgeschichtlichen und literarischen Interessen zum Tragen kommen. Ebenso profitierten die Klassen- und Projektreisen von den profunden Landeskenntnissen, die er durch Lektüre und eigene Reisen erworben hatte.

Für den gerade begonnenen Lebensabschnitt nach dem Beruf wünschen wir unserem Kollegen Dietrich Gronwald Gesundheit und viel Freude, vor allem für seine Reise- und Lektürepläne, Interessen, denen das Berufsleben Grenzen setzte.

Hans Rothkegel

Der neue Stellvertreter

Seit dem 1. August hat das Christianeum mit Stefan Prigge einen neuen stellvertretenden Schulleiter. Herr Prigge, Jahrgang 1960, lebt seit seiner Kindheit in Neugraben und hat an der Universität Hamburg Pädagogik, Biologie und Geschichte studiert. Er war bei seiner Wahl in das Leitungsamt am Christianeum kein Unbekannter. Ein Jahr nach seinem Referendarexamen wurde ihm vom Förderkreis Schulbiologiezentrum Hamburg e.V. die Leitung des Wasserlabors in den Kellerräumen unseres Gebäudes übertragen. Zwei Jahre später erhielt er zusätzlich einen sechsstündigen Lehrauftrag für Biologie an der Schule. In dieser Doppelfunktion arbeitete er seither am Christianeum mit. Gleichzeitig hatte er fast täglich mit Klassen der unterschiedlichsten Schulen aus ganz Hamburg zu tun, so daß er mit dem ganzen Spektrum der sozialen und kulturellen Voraussetzungen des Unterrichts in unserer Stadt in Berührung kam wie kaum ein anderer.

Seit 1992 war Herr Prigge auch als Dozent am Institut für Lehrerfortbildung tätig, wo er maßgeblich am Aufbau des Zentrums für Schulbiologie und Umwelterziehung (ZSU) beteiligt war, dessen Leiter er zu Beginn dieses Jahres wurde. Als Experte für Umwelterziehung betreute er unter anderem das Netzwerk „Bachpatenschaften" in Hamburg und das deutsch-tschechische Gemeinschaftsprojekt „Schulen für eine lebendige Elbe". Auch international wurde Herr Prigge erfolgreich tätig: Seit 1991 organisiert er regelmäßig einen Schüleraustausch zwischen Hamburger Gymnasien und Schulen in Sofia. Sein vielfältiges umweltpädagogisches Engagement wurde schließlich mit der ehrenvollen Wahl zum Vorsitzenden des europäischen Netzwerks G.R.E.E.N. (Global Rivers Environment Education Network Europe) gewürdigt.

In seiner Freizeit gehört der dreifache Familienvater zu den Aktiven der Hausbruch-Neugrabener Turnerschaft e.V., wo er sich als Volleyballer einen Namen gemacht hat, wovon er sehr zur Freude seiner Schüler nun auch in einem Kurs am Christianeum Proben abliefert.

Der Wechsel in das neue Amt bedeutet für Herrn Prigge den Abschied von vielen Aufgaben und Tätigkeiten, die ihm in den letzten Jahren liebgeworden sind. Wir hoffen, daß er diesen Wechsel nie bereuen muß und wünschen ihm viel Freude und Erfolg.

Ulf Andersen

Bericht vom 12. Rollstuhl-Basketballturnier am 28. April 1998 der Norddeutschen Körperbehinderten-Schulen

Nach langer und teilweise aufwendiger Vorbereitung war es endlich soweit, unser zwölftes Rollstuhl-Basketballturnier mit Sportlerinnen und Sportlern durchzuführen, die vorgeburtliche oder geburtliche Körperschäden aufweisen, deshalb im Rollstuhl sitzen und eine Körperbehindertenschule besuchen. Die Gäste aus Nah und Fern kamen – manche aus Göttingen, Osnabrück, Hannover oder Dinklage, aus Bremen oder Debstedt – am Vormittag des Dienstags bei uns in der Schule an, in der schon alle Mitarbeiter den ganzen Morgen am Schmücken und Ausräumen oder auch am Kochen waren. Nach dem Bezug der Klassenräume trafen sich alle in der Pausenhalle zum gemeinsamen Mittagessen. Über 186 Gäste aus 14 Schulen plus unsere eigenen Mannschaften: es war an den mit Blumen geschmückten Tischen ganz schön was los, es mußte in Schichten gegessen werden.

Dann mußten die ersten auch schon los, mit dem eigenen oder unseren immer hin und herpendelnden Bussen zum Christianeum fahren, unserem Wettkampfort, da um 14 Uhr nach Begrüßung durch unseren Gastgeber Herrn Direktor Andersen und einigen technischen Ansagen die ersten Spiele der Vorrunde pünktlich beginnen sollten, um auf drei Feldern bis ca. 19 Uhr die Endspiele bestreiten zu können.

Mit guter und lockerer Stimmung begannen die Spiele in der großen, hellen und freundlichen Halle, wo sich auch bald etliche Zuschauer einfanden – Schüler, Eltern und Lehrer aus dem Christianeum sowie auch aus der Schule Hirtenweg.

Am Eingang konnte man sich in den Spielpausen mit Kuchen, Kaffee und Saft stärken. Eltern hatten gebacken, fleißige Kollegen servierten. Dort kam es auch zu Fachgesprächen über die neuesten Sportrollstühle, die heute oft von vorne nur noch ein kleines Lenkrad haben und dadurch ungeheuer viel wendiger und schneller sind.

In der Halle wogte den ganzen Nachmittag der Spielbetrieb, oft stand bis zur letzten Sekunde nicht fest, wer der Gewinner sein würde. Das Endspiel zwischen dem letztjährigen B-Gruppen-Sieger und der A-Mannschaft aus Göttingen mußte um zwölf Minuten verlängert werden, und erst in den letzten Sekunden fiel die Entschiedung für die Mannschaft aus Göttingen, die damit Sieger der A-Gruppe vor Oehrenfeld aus dem Harz wurde. In der B-Gruppe, in der 15 Mannschaften um den Wanderpokal kämpften, wurde auf die niedrigeren Korbballständer gespielt. Am Abend stand dann endlich die Braunschweiger Mannschaft als Sieger der B-Gruppe fest. Nach einem mit spannenden Spielen und sportlichen Wettkämpfen angefüllten Nachmittag waren gegen 19 Uhr die Endspiele der beiden Gruppen beendet. Ein Spiel Schüler gegen Trainer schloß den anstrengenden, aber auch fröhlichen Tag der sportlichen Begegnung ab.

In der Schule Hirtenweg liefen inzwischen die Duschen heiß, und alle trafen sich zum Abendbrot und anschließender Siegerehrung in der Pausenhalle wieder. Nach einem einstündigen Konzert der Gitarrengruppe „Julius" und viel Beifall für die vier Musiker, von denen einer ein ehemaliger Zivi an unserer Schule war, begann nun endlich die heißerwartete Disco mit gut ausgesuchter Musik, die hauptsächlich die Schüler zum Tanzen und Vibrieren brachte. Die Betreuer trafen sich lieber zum Gespräch und einer Flasche Bier im Mitarbeiterzimmer, das als gemütliches Café umgebaut worden war.

Nach einer für manche recht kurzen Nacht trafen sich alle zum Frühstück und zu letzten Gesprächen am Morgen wieder und reisten dann mit dem Versprechen ab, sich spätestens nächstes Jahr in Dinklage wiederzutreffen.

Für alle waren diese eineinhalb Tage ein großes Erlebnis und für manche sogar ein sportlicher Erfolg, aber am wichtigsten war es, so viele nette und freundliche Menschen kennengelernt zu haben.

Unseren Gastgebern vom Christianeum noch einmal ein vielfaches Lob und Dankeschön für Ihre Aufnahme und gute Betreuung. Wir haben uns sehr wohl gefühlt und wollen gerne wieder einmal Gast in Ihrer/Eurer großen Schule sein.

Björn Tempel

Othmarschen

Unsere Immobilienberater von links nach rechts:
Wolfgang Jacob (Büroleitung), Karin Borrmann-Viet, Margrit von Plato und Ilse Hahn.

Falls Sie eine Immobilie suchen oder sich mit dem Gedanken tragen, Ihre Immobilie an einen seriösen Interessenten zu verkaufen oder zu vermieten oder auch nur eine unverbindliche Bewertung wünschen, freut sich unser Büroleiter Wolfgang Jacob auf ein persönliches Gespräch mit Ihnen.

Wir beraten Sie gern!

Büro Othmarschen · Waitzstraße 5 · 22607 Hamburg
Telefon 040 · 897 14 60 · Telefax 040 · 897 146 20

ENGEL&VÖLKERS®

ALLEINVERTRETUNG
SOTHEBY'S
INTERNATIONAL REALTY

ALSTER · ALSTERTAL · BLANKENESE · MARIENTHAL
OTHMARSCHEN · SACHSENWALD · RDM-MAKLER

GRUND GENUG

Zum Kreis der frühen Demokraten in Altona und am Christianeum

Hinweise auf die Forschungen von Walter Grab

Im Feuilleton der Tagespresse ist gegenwärtig viel vom „Ende der Geschichte" die Rede und darüber hinaus vom Verlust des geschichtlichen Gedächtnisses, des Erinnerns und von dem Triumph des Vergessens. Deshalb zeichnet es eine Schule wie das Christianeum und seine Zeitschrift aus, wenn sie diesem fragwürdigen Zeitgeist entgegenwirken und sich ihre Geschichte immer wieder vergegenwärtigen wie zuletzt im Falle des jüngst erschienenen Werkes „ein Spaziergänger in Altona" von Heinrich Würzer (in: Christianeum, Heft 2, Nov. 1997, S. 31–32). In seiner ausführlichen Besprechung hebt Gunter Hirt hervor, daß Würzer ein Aufklärer gewesen sei und daß in seinen neuentdeckten „Fragmenten" auch das Christianeum erwähnt wird. Zur weiteren Information verweist Hirt auf den soliden biographische Abriß des Herausgebers Hans-Werner Engel. Das reicht für eine wissenschaftliche Rezension sicher aus. Würzer ist inzwischen zwar in ‚Fachkreisen' hinreichend bekannt, aber leider im öffentlichen Bewußtsein noch nicht so, wie es ihm gebührt. Zudem: Wer kann im schulischen Alltag wirklich immer die jüngsten Forschungen zur Kenntnis nehmen? Deshalb mögen einige Informationen hilfreich sein, die auch für eine Dokumentation der aktuellen Forschung über die Geschichte des Christianeums nützlich sind.

Zunächst sei an Walter Grab erinnert, der Würzer wiederentdeckte und schon 1966 in seiner Dissertation zum ersten Mal ausführlich behandelt hat. Weiteres zu Würzer findet sich auch in Grabs Buch *Norddeutsche Jakobiner. Demokratische Bestrebungen zur Zeit der ersten französischen Republik,* Frankfurt/M. 1967, oder in seiner großer Studie *Ein Volk muß seine Freiheit selbst erobern. Zur Geschichte der deutschen Jakobiner,* Frankfurt/M., Olten, Wien 1984, aus der die folgenden Zitate stammen. Denn hier urteilte Grab, daß Würzer „als ein Musterbeispiel eines Aufklärers" gelten kann, der von den „großen Hoffnungen auf eine grundstürzende sittliche Erneuerung des Menschengeschlechts", die die französische Revolution zunächst erweckte, zur Einsicht kam, daß „ein Wandel der gesellschaftlichen Verhältnisse nur durch allmähliche Reformen von oben möglich sei". In seiner umfangreichen Publizistik zur Verteidigung der französischen Revolution bejahte Würzer zwar die Theorie der Revolution, nicht aber ihre Praxis (so etwa in seinem *Revolutionskatechismus* von 1793). Dabei war Würzer zunächst wie viele seiner Zeitgenossen, z.B. der Aufklärer Andreas Riem, ein Bewunderer des „aufgeklärten Absolutismus" des preußischen Königs Friedrich II., des Großen, gewesen. Von der Politik der Nachfolger wandte sich Würzer aber enttäuscht ab. Das beschreibt Grab eindringlich in seinen Beitrag *Die ironische „Leichenpredigt" des Hamburger Jakobiners Heinrich Würzer auf den Tod König Friedrich Wilhelms II. von Preußen,* der in seinen jüngsten Studien *Jakobinismus und Demokratie in Geschichte und Literatur. 14 Abhandlungen mit einer Einführung von Hans Otto Horch,* Frankfurt/M., Berlin, Bern 1998, S. 91–103) erschienen ist.

Wie in diesen Studien, so auch in den anderen einschlägigen Schriften Grabs erfährt man außerdem, warum Würzer in seinen ‚Reisebeschreibungen' das Christianeum erwähnte, wie z. B. den „Herrn Prof. Feldmann" in der von Hirt zitierten Passage. Denn dabei handelte es sich um Masius Feldmann, „der Professor an der Gelehrtenschule Altonas, dem Christianeum", war. Feldmann gehörte wie Würzer zur Freimaurerloge *Einigkeit und Toleranz*, die „zum Unterschied von andern Freimaurerverbindungen Juden aufnahm und damit mit dem Grundsatz der Gleichberechtigung aller Menschen ernstmachte" und deren Mitgliederverzeichnis Grab entdeckt und erforscht hat. Weitere, zum Teil berühmte Namen waren u. a. „der Schriftsteller Heinrich Christoph Albrecht, der im Hause des Arztes und Nationalökonomen Heinrich Albert Reimarus (enger Freund Lessings in dessen Hamburger Jahren) verkehrte; der Redakteur der Zeitung *Altonaischer Mercurius*, Gottlob Christoph Nichelmann; der Inhaber einer großen Strumpffabrik, Johann Wilmsen Paap; ein Lichtgießer aus Altona, Thomas Friedrich Detze, sowie die beiden Buchhändler Friedrich Bachmann und Johann Heinrich Gundermann, die einige aufklärerische und jakobinische Schriften verlegten. Auch der berühmte Schauspieler, Bühnenautor und Direktor des Hamburger Theaters Friedrich Ludwig Schröder war bei den Sitzungen der Loge zuweilen zu Gast. Außer den christlichen Mitgliedern von *Einigkeit und Toleranz* sind die Namen zweier Juden bekannt, die ihr angehörten: der Bankier Elias Israel, der die französische Staatsbürgerschaft angenommen hatte, und ein Textilkaufmann aus Altona, Jakob Labatt, der wahrscheinlich Meister vom Stuhl war, als Schütz ihr Anfang 1792 beitrat. Vermutlich war auch der aus Schlesien stammende jüdische Journalist Chaim Salomon Pappenheimer, der damals in Hamburg lebte, Logenmitglied" (ebd., S. 63).

Grab verweist zudem noch auf einen weiteren ehemaligen Lehrer am Christianeum, der zu den frühesten aufgeklärte Demokraten in Hamburg und Altona zählte, nämlich auf den „Gymnasialprofessor Johann Jakob Dusch, der [...] die deutsche und englische Sprache unterrichtete und auch als Poet hervortrat". Dieser Gelehrte „verfaßte anläßlich der Eröffnung des Hamburger Nationaltheaters ein Gedicht, das die politische Funktion und die erzieherische Konzeption der Bühne umriß und scharfe Kritik an den Gewalthabern hören ließ. Lessing nahm diesen – von einer Schauspielerin rezitierten – Prolog in seine *Hamburgische Dramaturgie* auf und lobte Dusch als einen Dichter, ‚der es mehr als irgendein anderer versteht, tiefsinnigen Verstand mit Witz aufzuheitern und nachdenklichem Ernste die gefällige Miene des Scherzes zu geben'" (ebd. S. 146).

Was Grabs Arbeiten auszeichnet, ist der historische Nachweis über den engen Zusammenhang von politischer, literarischer Aufklärung mit dem Eintreten für die Grundrechte und „Gedanken der französische Revolution und insbesondere für die Judenemanzipation sowie mit der Demokratie". In seinem hier vorgestellten neuesten Buch *Jakobinismus und Demokratie* läßt sich dieser Zusammenhang exemplarisch an den zeitgenössischen Zeitschriften, an der Schaubühne und an der Freimaurerei studieren. Zudem umfaßt das Buch die Geschichte der deutschen Aufklärung und Demokratie in Literatur und Politik von der Rezeption Lessings über den Jakobinismus bis zu den europäischen Revolutionen von 1848/49 und den Anfängen der deutschen Arbeiter-

bewegung. Diese fortschrittliche Geschichte wird vorgestellt an den Werken und am Wirken von Persönlichkeiten wie z B. neben H. Würzer auch G.A. Bürger, J. H. Voss, G. C. Meyer, G. Büchner, St. Born und F. Freiligrath.

Walter Grab, geb. 1919 in Wien, ist ein herausragender Gelehrter der deutschen Demokratiegeschichte, der sich für seine Forschungen gerne auf das Wort des ehemaligen Bundespräsidenten Gustav Heinemann beruft, nach dem die deutsche Demokratiegeschichte weit vor die Revolution von 1848 zurückreicht und als eine positive Tradition erforscht und dem Gedächtnis erhalten werden sollte. Grab wanderte 1938 nach dem Anschluß Österreichs an Nazideutschland nach Palästina (Israel) aus, wo er Geschichte, politische Philosophie und Literaturwissenschaft an den Universitäten Jerusalem und Tel Aviv studierte, bevor er dann in Hamburg von Fritz Fischer promoviert wurde. 1965–1986 war er Professor für neuere europäische Geschichte an der Universität Tel Aviv und ist seither emeritiert. 1971–1986 war er Leiter des Instituts für Deutsche Geschichte an der Universität Tel Aviv.

Lars Lambrecht*

* lehrt Soziologie an der Hamburger Hochschule für Wirtschaft und Politik sowie Philosophie an der Universität Bremen

Gekaufte Lehrer am Christianeum

Am Ende der ersten Augustwoche – es war noch Ferienzeit – sah sich das Christianeum aus heiterem Himmel einem ungewöhnlichen Medieninteresse ausgesetzt: „Hamburger Nobel-Gymnasium: Eltern kauften sich Lehrer" lautete die Schlagzeile der „Hamburger Morgenpost" und die „TAZ" titelte: „Griechisch-Lehrer, sponsored by Papi". In den folgenden Tagen nahmen sich auch überregionale Zeitungen und Fernsehanstalten der Sache an, in der Tendenz allerdings meist schon differenzierter.

Was war geschehen?

Das Christianeum hatte sich angesichts bevorstehender Pensionierungen bewährter Lehrer in den Fächern Mathematik und Englisch und eines sich abzeichnenden Engpasses im Fach Griechisch bei der zuständigen Personalabteilung der Schulbehörde beizeiten um geeigneten Ersatz bemüht. Das Augenmerk fiel dabei auf zwei junge Referendare, die sich durch „bedarfsdeckenden Unterricht" in eben diesen Fächern hervorragend bewährt und durch entsprechende Examensnoten besonders qualifiziert hatten.

Anfang Juni bekamen die Schule und diese beiden Lehrer, Herr Burde und Herr Voskuhl, unabhängig voneinander die Zusage der Einstellung. Wenige Tage später waren sie in der Stundenverteilung für das neue Schuljahr fest verplant.

Völlig unerwartet und für uns alle schockierend kam zwei Wochen später die Mitteilung, es werde zum Schuljahresbeginn überhaupt kein neuer Lehrer im Gymnasialbereich eingestellt, auch nicht die beiden Kollegen in spe. Andere Bundesländer und auch private und kirchliche Schulträger erkannten zu Recht ihre Chance, sich aus der Schar der abgewiesenen Hamburger Anwärter die besten auszusuchen. Auch die Herren Burde und Voskuhl erhielten

verlockende Angebote, von denen man guten Gewissens nicht mehr abraten konnte.

Die entscheidende Wende zeichnete sich dann unvermutet am Morgen der Abiturientenentlassungsfeier ab: Der Personalreferent stellte Dreiviertelverträge für den 1. Januar in Aussicht; in der Zwischenzeit sei eine offizielle Einstellung mit sechs Wochenstunden für den einen und zwölf für den anderen möglich. Spontan drängte sich nun die Frage auf, ob es gelingen würde, die beiden mit einer Überbrückungshilfe von Elternseite zum Bleiben zu bewegen. Als jeder von ihnen seine Bereitschaft signalisierte, bot es sich geradezu zwingend an, am selben Abend im Laufe der Entlassungsfeier die Elternschaft zu einer entsprechenden Spendenaktion aufzurufen. Die Resonanz war überall verständnisvoll, und so konnte das Christianeum endgültig mit beiden Nachwuchslehrern in das neue Schuljahr starten.

Mittlerweile hat die Schulbehörde mit beiden Kollegen bereits zum 1. November einen vollgültigen Einstellungsvertrag über 18 Wochenstunden abgeschlossen.

A.

Mitglieder des Elternrates

Frau von Voithenberg, Herr Schwandt, Frau von Berenberg-Consbruch, Frau Erdmann, Herr Dr. Fenner, Herr Fischer, Frau Fleischer, Frau von Hurter, Herr Kafka, Frau zu Knyphausen, Frau zu Solms, Herr von Spee, Herr Vielhaben, Frau Voss-Neckelmann.

Mitglieder des Kreiselternrates

Frau zu Solms, Frau Fleischer

Schulsprecher

Amelie Wuppermann (VS), Johann Scheerer, Johanna Sievers, Mathias Bertram, Christian Vettin (alle 10. Kl.)

Mitglieder der Schulkonferenz

Vorsitzender: Ulf Andersen

Eltern: Karin von Voithenberg, Dietrich Schwandt, Jutta von Berenberg-Consbruch, Rainer Fischer, Birgit Voss-Neckelmann

Lehrer: Gisa Hansmann, Susanne Fricke-Heise, Sibylle Garbe, Ulrich Schulz, Ulrike Schwarzrock-Frank

Nichtpädagogisches Personal: Christel Rauch

Schüler: Erik von Uexküll, Corinna Grüber, Leonie Meroth, Martin Pokropp, Hanno Stegmann.

Literarisches Café im Christianeum

Dezember 1998–Juli 1999

Donnerstag, der 3. Dezember, 20.00 Uhr **Das Land, wo die Zitronen blühn**
Goethe und Italien
Vera Rosenbusch und
Lutz Flörke lesen Reisebeschreibungen und Gedichte

Goethes 250. Geburtstag nehmen die beiden Freunde des Literarischen Cafés zum Anlaß, sich auf ihre Weise mit seiner Dichtung zu beschäftigen.

Donnerstag, der 10. Dez., 20.00 Uhr **Gespräch mit Jürgen Flimm**

Der scheidende Intendant des Hamburger Thalia-Theaters diskutiert mit dem Publikum über kulturpolitische Fragen.
Moderation: Ulf Andersen

Freitag, der 18. Dezember, 20.00 Uhr **Coline Serreau: Hase Hase**
Samstag, der 19. Dezember, 20.00 Uhr **(Lapin Lapin)**
Donnerstag, der 14. Januar 1999, 20.00 Uhr
Freitag, der 15. Januar 1999, 20.00 Uhr

Der **DSP-Kurs 3. Semester** zeigt eine spritzige Komödie, die den Zuschauer augenzwinkernd mit einer weiblichen Sichtweise von Welt konfrontiert.
Leitung: Günther Schäfer

Donnerstag, der 21. Jan. 1999, 20.00 Uhr **Wie eine Sternschnuppe glitt sie vorüber**
Anonyme Dichtung aus Anatolien

Mündlich überlieferte anonyme Lieder der anatolischen Bevölkerung. Der Musiker Orhan Simsek wird die Lieder singen und die Sazbegleitung spielen. Auswahl und Kommentar: Süreyya Turhan-von Leffern.

Montag, der 01. Februar, 20.00 Uhr **LitCaf – Gespräch**

Mütter der Klasse 7a, Suzanne Plog-Bontemps und Ulrike Schwarzrock-Frank laden zum Gespräch über literarische und pädagogische Themen ein.

Donnerstag, der 04. Februar, 18.00 Uhr **Erich Kästner zum 100. Geburtstag**

Die Klasse 5e feiert den Geburtstag mit Szenen, Textcollagen und eigenen Geschichten. Leitung: Ulrike Schwarzrock

Donnerstag, der 11. Februar, 20.00 Uhr **Schuld und Strafe**
NS-Prozesse in Hamburg

Herr Dr. Udo Löhr berichtet aus seinen Erfahrungen als Staatsanwalt. Moderation: Margret Kaiser

Donnerstag, der 18. Februar, 20.00 Uhr **Geburtstagsvorbereitungen**
Alexander Puschkin wird 200

Russischlernende und -lehrende des Christianeums lesen aus seinen Werken, beleuchten Ereignisse aus seinem kurzen Leben (in russischer und deutscher Sprache).

Donnerstag, der 25. Februar, 20.00 Uhr **entwegtes land**
Ferdinand Blume-Werry
liest seine neuesten Gedichte

Der Hamburger Lyriker und Maler Ferdinand Blume-Werry (*1956) ist bekannt für seine bildreiche Sprache. Seine Lyrik wurde u. a. 1995 mit dem Nikolaus-Lenau-Preis ausgezeichnet.

Donnerstag, der 04. März, 20.00 Uhr **Postkarten und Bekenntnisse**
Lyrik-Lesung mit
Dirk von Petersdorff
(Kleist-Preisträger 1998)

Dirk von Petersdorff (*1966 in Kiel) lehrt zur Zeit an der Universität Saarbrücken Germanistik.

Die Lesung findet auch am 03. 03. 1999 bei Rolf und Maren Eigenwald in Halstenbek statt.

Donnerstag, der 08. April, 20.00 Uhr **Jost Nickel: „Der tödliche Rasierspiegel"**
33 seltsame Morde."

„Ich sehe einigen Menschen an, daß sie den Tod eines anderen verschuldet haben. Ich bemühe mich, mit ihnen ins Gespräch zu kommen."

Donnerstag, der 22. April, 20.00 Uhr **Kambodscha-Abend**
Inszeniert von der ehemaligen Christianeerin **Sady Keat**

Donnerstag, der 29.April, 20.00 Uhr **Die nervöse Großmacht**
1871–1918
Lesung und Gespräch mit
Volker Ullrich

Volker Ullrich (*1943) ist Leiter des Ressorts „Politisches Buch" bei der ZEIT. Gesprächsgegenstand ist sein 1997 erschienenes und kontrovers diskutiertes Buch über das deutsche Kaiserreich.

Donnerstag, der 06. Mai, 20.00 Uhr — **Afrikanische Literatur**
Ein Abend mit
C.-P. Holste-von Mutius

Geplant ist entweder ein Überblick anhand ausgewählter Beispiele über die afrikanische Gegenwartsliteratur oder eine Lesung mit einem afrikanischen Autor.

Donnerstag, der 20. Mai 20.00 Uhr — **Odysseus und die Frauen**
Projekt eines **Griechisch-Kurses**
der Studienstufe unter Leitung
von **Thomas Voskuhl**

Odysseus begegnet auf seiner langen Fahrt von Troja nach Ithaka verschiedenen Frauen. Den erotischen Verstrickungen des erfindungsreichen Helden soll phantasievoll nachgegangen werden.

Donnerstag, der 03. Juni, 20.00 Uhr — **Was die Republik bewegte. Momentaufnahmen aus 50 Jahren**
Barbara Hoffmeister und
Uwe Naumann lesen aus
ihrem neuen Buch

Im Mai 1999 feiert die Bundesrepublik ihren 50. Geburtstag.

Donnerstag, der 10. Juni, 18.00 Uhr — **„Phantasiewelt" – „Mehr Meer" – „Kleine fiese Ungeheuer"**

Prämierung im **Jahrbuch – Schreibwettbewerb** für alle 5. und 6. Klassen

Donnerstag, der 17. Juni, 20.00 Uhr — **Das Ernst-Deutsch-Theater - Deutschlands größte private Sprechbühne: Tradition im Aufbruch**

Vortrag und Gespräch mit der Intendantin **Isabella Vèrtes-Schütter**

Donnerstag, der 01. Juli, 20.00 Uhr — **Hommage à Goethe zum 250. Geburtstag**

Ein Projekt des **Grundkurses Deutsch II. Sem.** unter der Leitung von **Ulrike Schwarzrock**

Plagiat

Das Landgericht Hamburg hat dem Rasch und Röhring Verlag den weiteren Vertrieb des Buches „Die Elbchaussee" von Karl-H. Walloch untersagt. Es trug damit der Tatsache Rechnung, daß das Kapitel „Das Christianeum zwischen Humanismus und NS-Ideologie" ohne Quellenangabe und ohne Einverständnis des Verfassers zum großen Teil wörtlich dem Beitrag „Das Christianeum im Dritten Reich" von Ulf Andersen in der Festschrift zum 250jährigen Jubiläum des Christianeums entnommen ist. *Red.*

Musikalische Veranstaltungen

Freitag, 4. Dezember 1998, 18 Uhr: in der Hauptkirche St. Michaelis gibt es eine Veranstaltung mit Musik zum **Nikolaustag,** gestaltet mit dem Unterstufenchor und Mitgliedern der Brassband.

Sonntag, 6. Dezember 1998 (Zweiter Advent), 10 Uhr: **Adventsgottesdienst** in der Hauptkirche St. Michaelis mit Chor und Orchester

Montag, 7. Dezember 1998, 18 Uhr: **Adventskonzert** des Christianeums in der Hauptkirche St. Michaelis

Dienstag, 8. Dezember 1998, 18 Uhr: **Wiederholung des Adventskonzertes** in der Hauptkirche St. Michaelis

Freitag, 26. Februar 1999, 19 Uhr: **Hausmusikabend I** in der Aula des Christianeums

Dienstag, 2 März 1999, 19 Uhr: **Hausmusikabend II** in der Aula des Christianeums

Künstlernachweis

„Jakobs Traum" (Theresa Schmitz, 9b,Klasse Ivo Petrlik) S. 14
„Jakobs Kampf" (Franziska Seiffert, VS, Klasse Ivo Petrlik) S. 18
„Jakobs Traum" (Xenia Zunic, 9b, Klasse Ivo Petrlik) S. 40
„Jakobs Traum" (Malte Lierl, 9b, Klasse Ivo Petrlik) S. 46
„Jakobs Kampf" (Lili Wu, 5b, Klasse Marita Rainsborough) S. 51
Photos S. 3, 43, 52, 54–56: Privat
Photo der Abiturientinnen und Abiturienten 1998: H. Fölsch

Dank

Die Redaktion dankt allen Autorinnen und Autoren für die Mitarbeit an diesem Heft. Besonders bedanken wir uns bei unserer Bibliothekarin Frau Jepsen und unserer Sekretärin Frau Rauch für die Erstellung der Druckvorlagen aus zum Teil nur schwer lesbaren Manuskripten.

Erinnerung

Mit Beginn des neuen Jahres sind die Mitgliedsbeiträge fällig. Bitte überweisen Sie Ihren Beitrag auf das Konto
Verein der Freunde des Christianeums zu Hamburg-Altona e.V.
Thorsten Zorn, Bei der Lutherbuche 36, 22529 Hamburg
Hamburger Sparkasse (BLZ 200 505 50), Kto.-Nr. 1265/125029

Vereinigung ehemaliger Christianeer V. e. C.
Detlef Walter, Wiedenthaler Bogen 3g, 21147 Hamburg (Tel. 796 22 91)
Postgiro Hamburg (BLZ 200 100 20), Kto.-Nr. 10780–207
Vereins- und Westbank (BLZ 200 300 00), Kto.-Nr. 1607811

Verein der Freunde des Christianeums zu Hamburg-Altona e.V.

Einladung zur
Mitgliederversammlung

am Dienstag, dem 23. Februar 1999, um 19 Uhr im Lehrerzimmer des Christianeums.

Tagesordnung:
I. Einblick ins Schulleben (19 Uhr)
II. Regularien (gegen 20 Uhr)
1. Eröffnung und Feststellung der Beschlußfähigkeit
2. Bericht des Vorsitzenden
3. Bericht des Schatzmeisters
4. Bericht der Rechnungsprüfer
5. Entlastung des Schatzmeisters
6. Entlastung des Vorstandes
7. Wahlen zum Vorstand
8. Wahl der Rechnungsprüfer
9. Verschiedenes

Anträge zur Erweiterung der Tagesordnung müssen dem Vorsitzenden oder dem Schatzmeister bis zum 2. Februar 1999 zugehen.

Carl J. Vielhaben
Vorsitzender

Vereinigung ehemaliger Christianeer Weihnachtsversammlung

Die traditionelle Zusammenkunft der ehemaligen Schüler und Lehrer des Christianeums und der jetzigen Mitglieder des Lehrerkollegiums findet „zwischen den Festen" statt am

Dienstag, dem 29. Dezember 1998, ab 19.30 Uhr

in Orangerie und Bierstube des Hotels Intercontinental, Fontenay 10, 20345 Hamburg.

Alle Ehemaligen und Lehrer sind herzlich willkommen. Wir bitten die Ehemaligen, einander zu benachrichtigen und sich zu verabreden.

Friedrich Sager
Vorsitzender